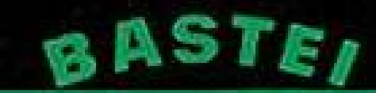
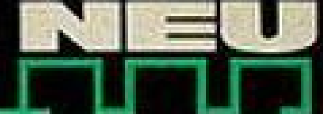
1,70 DM / Band 372
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Werwolf-Omen

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Werwolf-Omen

John Sinclair Nr. 372

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 20.08.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Werwolf-Omen

Irgendwann spürte die schöne Laura den Drang der Bestie in sich. Es war ein unheilvoller Drang, zu vergleichen mit einem tiefen Brunnenschacht, der ihren Körper aushöhlte und zu bestimmten Zeiten den Schrecken vom Grunde her in die Höhe trieb. So wie jetzt.

Die nächtliche Straße war leer. Eine verlassene Gegend, durch die sie lief, trotz der Nähe zu London, aber eben keine Hauptstraße, kein Motorway, dafür ein Weg, der durch die Felder führte und nur von wenigen Wagen befahren wurde.

Sie wollte nach Hause! Der Wunsch war ebenso stark wie der magische Druck in ihr, aber sie fragte sich, ob sie es noch schaffen konnte, bevor das Grauen kam…

Deshalb sammelte sie alle Kräfte. Sie warf ihren Körper bei jedem Schritt vor, und das lange, lockige Haar tanzte im Rhythmus ihrer Bewegungen.

Trotz der kühlen Nacht hatte sie ihre Jacke fortgeschleudert. Laura wollte sie einfach nicht auf dem Körper spüren, sie war ihr hinderlich, und jetzt fuhr der Wind ungebremst gegen ihre dünne blaue Bluse, die sich eng wie eine zweite Haut um die sanften Formen schmiegte.

Der Wind hätte Laura eigentlich erfrischen müssen, doch sie hatte das Gefühl, gegen einen warmen bis heißen Wüstensturm zu laufen, der über sie kam und sie zu stoppen versuchte.

Nur nicht aufgeben!

Wie weit war es noch bis zum Ziel? Eine Meile, vielleicht auch weniger? Laura konnte keine Antwort geben, ihr Denkapparat war gestört. Über ihr Hirn schien sich eine Decke gelegt zu haben, die immer schwerer wurde, zudrückte und auch die Laura umgebende Landschaft zu einem bühnenartigen Possenspiel degradierte.

Sie wußte, daß rechts und links der Straße Bäume wuchsen. Hohe, schlanke Pappeln, aber die nahm sie nicht wahr. Für Laura hatten sich die Gewächse verwandelt. Sie glichen jetzt gefährlichen Schatten, die ihre Arme in die Höhe gereckt hatten, um sie im rechten Augenblick auf die laufende Person niederfallen lassen zu können.

Für das neunzehnjährige Mädchen Laura war die Gegenwart zu einer Welt des Unheils geworden.

Der Druck in ihrem Kopf nahm zu. Irgendwo schien jemand mit einem Hammer zu sitzen und ständig gegen die Hirnschale zu schlagen. Kleine Schmerzwellen breiteten sich aus. Ähnlich wie ein Stein, der ins Wasser gefallen war und auslaufende Wellen bildete.

Es war furchtbar…

Aber sie gab nicht auf. Immer wieder stemmte sie sich gegen die schreckliche Verwandlung. Wo sie auch war, wo sie auch hinlief, es erreichte sie, und jedesmal wurde es zu einer mörderischen Qual.

Wie hatte ihre Mutter noch, gesagt? »Es ist der Fluch der alten Zeit, Mädchen. Dagegen kannst du nicht an. Finde dich damit ab, daß es Dinge gibt, die stärker sind als du. Wer den Ruf des Blutes einmal empfangen hat, wird ihm immer folgen müssen. Auch du…«

»Warum du nicht, Mutter? Warum du nicht?« hatte sie gefragt.

»Du bist doch so normal.«

»Ich hatte Glück, mein Kind. Manchmal überspringt der Ruf auch eine Generation. Dich hat er gepackt…«

»Neeinnn…!« Lauras Gedanken kehrten wieder zurück in die Realität. Sie hatte so laut geschrien, weil sie es wieder einmal nicht wahrhaben wollte, eine Erbin des Grauens zu sein, das ihre Mutter Fluch der alten Zeit genannt hatte.

Was war die alte Zeit? Oft genug hatte Laura die Fragen gestellt und

so gut wie keine Antworten bekommen. Ein verloren wirkendes Lächeln, ein Heben der Schultern.

Die alte Zeit…

Sie würde ihr Leben bestimmen, bis zum Tod, oder bis zur Vernichtung, denn damit mußte sie auch rechnen.

Sie lief am rechten Straßenrand. Die Beine wurden schwerer. Von Sekunde zu Sekunde schienen sie mit Bleiplättchen behangen zu werden, und es wurde schlimmer. Immer mehr Kraft mußte Laura aufwenden, um die Füße vom Boden zu heben. Die Geschwindigkeit, mit der die Bäume an ihren nassen Augen vorbeihuschten, nahm ab. Ein Zeichen, wie sehr Laura unter der Kraftlosigkeit und Erschöpfung litt.

Dann konnte sie nicht mehr. Sie taumelte nach rechts, erwischte eine Lücke zwischen zwei Pappeln und wäre auf dem feuchten Rasen fast ausgerutscht und im mit Wasser gefüllten Graben gelandet.

Der Stamm hielt sie auf.

Laura lehnte sich dagegen, auch mit dem Kopf. Die harte Rinde hinterließ ein Muster auf der kalkblassen Stirn des Mädchens.

Alles war blaß und bleich. Ähnlich wie der volle Mond, der noch verborgen hinter dünnen Wolkenbänken stand. Irgendwann würden die Wolken verschwinden und der Erdentrabant klar zu sehen sein.

Dann gab es keine Rettung mehr für sie, denn Laura würde zur Bestie werden.

Mondlicht war Balsam für Vampire, ebenso für die Werwölfe…

»Warum mußte mich der Fluch treffen?« Sie fragte es und weinte dabei.

Es war niemand da, der ihr eine Antwort hätte geben können.

Keine Mutter, die saß im Haus und wartete voller Ungeduld. Und die Laura umgebende Natur schwieg.

Bäume redeten nicht…

Sie hätte sich gern in das feuchte Gras fallen lassen, aber das hatte keinen Sinn. Wenn sie die Verwandlung hier erwischte, war es aus.

Nein, das mußte im Haus geschehen, wie immer, denn ihre Mutter wußte genau, was sie zu tun hatte. Sie würde Laura in den Käfig sperren und…

Zum erstenmal drang kein Schrei aus ihrem Mund.

Es war ein anderer Laut, der sich viel gefährlicher anhörte. Eine Mischung aus Fauchen und Knurren.

Das erste Anzeichen von der Verwandlung in ein Tier. Sie kannte das Omen, hatte eigentlich darauf schon gewartet, obwohl es sie anwiderte, aber der Fluch forderte sein Recht. Nie verließ er den einmal eingeschlagenen Weg.

Mühsam stemmte sich Laura vom Baumstamm weg, drehte sich torkelnd und sah das dunkelgraue Asphaltband der Straße wie eine

unruhige Wasserfläche, die alles schlucken wollte.

Vorsichtig setzte sie das rechte Bein, bekam Kontakt mit der Straße und zog das linke nach.

Laura mußte weiter. Gleichzeitig ahnte sie auch, daß sie es diesmal nicht schaffen würde.

Nein, heute kam sie zu spät. Nicht mehr in dieser Nacht. Aber sie gab nicht auf.

Wieder torkelte sie auf der Straße entlang. Instinktiv versuchte sie, sich auf der rechten Seite zu halten, es gelang ihr kaum noch.

Ständig wurde sie von einer Kraft, gegen die sie nicht mehr ankonnte, zur Straßenmitte getrieben. Wenn sie das merkte, fand sie trotz allem noch den Willen, wieder auf die rechte Seite zurückzukehren.

Und so ging es weiter.

Hundert, zweihundert Yards legte sie zurück, ohne zu stolpern. Hoffnung erfüllte sie, die plötzlich in einem grellen Licht und Motorenlärm zerplatzte.

Beides kam ihr entgegen.

Es war ein Bus, dessen Fernlichtfülle die Straße, deren Gräben, einen Teil des flachen Landes dahinter sowie auch die Bäume schattenhaft aus der Finsternis riß.

Entdecken durfte sie keiner!

Das war ihr eingehämmert worden wie dem Schulanfänger das Alphabet. Laura reagierte richtig. Erst als sie im feuchten Straßengraben lag und brakiges Wasser auf ihren Lippen spürte, wußte sie, was sie getan hatte. Sie war noch einmal entwischt, denn der Bus rauschte mit laut brummendem Motor und schmatzenden Reifen vorbei. Sie spürte den Luftzug der Geschwindigkeit selbst noch im Graben.

Mühsam stemmte sie sich hoch und schaute über den Rand. Ein bleiches Gesicht hatte sie. Auch jetzt noch hübsch, obwohl es vom Weinen verquollen aussah und der feuchte Schmutz auf ihren Wangen klebte. Der Dreck setzte sich jetzt auch unter den Nägeln fest, als Laura sich hochzog.

Wieder torkelte sie über die Straße. Die Dunkelheit lag wie ein Schutz über ihr. Bis sie in den nächsten Sekunden abermals von einem Scheinwerferpaar zerrissen wurde.

Diesmal kam der Wagen nicht von vorn. Er fuhr in ihrem Rücken heran, sie hörte ihn kaum. Laura sah nur ihren eigenen Schatten, den das sie einhüllende Licht als Begleiterscheinung auf die helle Bodenfläche warf.

Sie wollte wieder weg, aber in ihrem Kopf befand sich plötzlich eine Leere. Den Grund wußte sie nicht, sie machte nur einen großen Fehler. Anstatt nach rechts zu laufen, sprang sie mit einem verrückten

Satz nach links. Auf die Straßenmitte zu.

Und das war der Wagen.

Etwas quietschte und radierte über den Asphalt. Das Licht wurde noch stärker, aber schlimmer war der Schlag, der sie irgendwo am Unterkörper erwischte und zu Boden schleuderte.

Laura blieb wie tot liegen…

***

Eigentlich hätte ich zufrieden sein können, denn das Duell der Hexen lag hinter mir und auch den geheimnisvollen Hexenstein gab es endgültig nicht mehr.[1]

Daß ich trotzdem nicht in Jubelschreie ausbrach, ist leicht zu erklären. Wir standen ohne Würfel da, denn dem Spuk war es gelungen, ihn uns abzunehmen. Und sein Helfer, Akim Samaran, war uns auch entkommen. Zudem besaß ich die Gemme nicht mehr, aber das Abenteuer gegen die Dschinns hatte ich noch vor dem Fall erlebt, der Suko und mich nach Schottland führte, wo um den Stein bis aufs Blut gekämpft wurde.

Einer ehemaligen Hexe war es gelungen, in eine relative Sicherheit zu gelangen.

Das war Jane Collins!

Nach lebensgefährlichen Aufregungen in Frisco hatte sich Yakup Yalcinkaya der Hexe angenommen und sie in seinem Kloster untergebracht, wo auch der marokkanische Junge Ali lebte, um dessen Erziehung sich Jane bestimmt kümmern würde.

Diese Dinge waren eigentlich günstig verlaufen, und doch traute ich dem Frieden nicht. Für mich war der Würfel des Unheils das eigentliche Zentrum. Ich hatte ihn einmal als Würfel des Heils bezeichnen wollen, das war falsch gewesen. Dadurch, daß er in die Hände des Spuks gelangt war, machte er seinem Namen wieder alle Ehre.

Ich war gespannt, wie der Spuk sich in Zukunft verhalten würde.

Ob er die Kraft des Würfels gnadenlos gegen die Menschheit ausspielte oder ob er sich erst um die Hölle, nebst ihrer zahlreichen Begleiterscheinungen kümmerte, wie Asmodis oder auch Luzifer persönlich. Mir wäre es so am liebsten gewesen, denn für meine Freunde und mich gab es noch genügend andere Probleme.

Die allerdings hatte ich an diesem Abend vergessen wollen. Ich war einer Einladung gefolgt, die mich zu einem alten Bekannten aus der Studienzeit geführt hatte.

Der gute Mann hatte seinen zehnten Hochzeitstag nachgefeiert.

Damals hatte ich ihn mit seiner jetzigen Frau bekannt gemacht, und jetzt waren die beiden schon zehn Jahre verheiratet. Es war eine kleine Nachfeier gewesen, an dem eigentlichen Tag war ich in

Schottland unterwegs.

Die Nachfeier war nett gewesen. Wir hatten aber nur wenig getrunken, und ich hatte auch die Kinder meines Bekannten kennengelernt. Zwei kleine Rangen, die ihre Eltern ganz schön auf Trab hielten.

Heirat, Familie – so schön und geborgen sich dies anhörte-, für mich kam das nicht in Frage. Ich hatte früher mal mit dem Gedanken gespielt, mich an Jane Collins enger zu binden, doch unsere gemeinsamen Feinde, die Schwarzblütler, hatten, ob gewollt oder nicht, einiges dagegen gehabt und die Detektivin entführt.

Jane war zur Hexe geworden, und es hatte lange genug gedauert, bis wir sie von ihrem schwarzmagischen Los befreien konnten. Man hatte ihr sogar das Herz genommen. In einer gewagten Operation war es einem Arzt gelungen, Jane Collins ein Kunstherz einzupflanzen. Damit lebte sie jetzt.

Es war noch nicht allzu spät. Deshalb hatte ich mich entschlossen, auf der Rückfahrt weniger befahrene Landstraßen zu nehmen. Ich wollte es mir eigentlich gemütlich machen, auf mich wartete niemand, und müde fühlte ich mich auch nicht.

Aus den Stereoboxen drang leise Musik, manchmal unterbrochen von der weichen Stimme eines Ansagers, der irgendwelche Geschichten oder Anekdoten erzählte.

Hin und wieder kam mir ein Fahrzeug entgegen. Die meisten fuhren zu schnell. Zum Glück war die Straße einigermaßen trocken.

Nur an Stellen, wo wenig Sonne hinkam, breiteten sich noch die dunklen Flecken der Feuchtigkeit aus. Die Temperaturen schwankten um den Gefrierpunkt, der Frühling wollte noch immer nicht kommen, aber eshatte keinen Sinn mehr, über den Winter zu schimpfen, der machte sowieso, was er wollte.

Die Landschaft lag unter der Glocke der Finsternis. Nur weit vorn sah ich einen hellen Streifen am Himmel. Dort lag London. Der Lichterschein der Millionenstadt spiegelte sich am Himmel wider.

Und noch zwei Lichter tauchten auf. Es mußte ein großes Fahrzeug sein, die Scheinwerfer lagen höher, zudem hatte der Fahrer das Fernlicht eingeschaltet, damit er die Fahrbahn besser überblicken konnte.

Ich ging sofort vom Gas. Es dauerte ziemlich lange, bis das Fernlicht verschwand und ich auch nicht mehr geblendet wurde. Dann rauschten der andere und ich aneinander vorbei. Es war ein Bus gewesen, der um diese Zeit noch aus London kam.

Ich schüttelte den Kopf. Gerade ein Busfahrer hätte mehr Rücksicht nehmen müssen. Diese Leute besaßen eine gewisse Verantwortung ihren Fahrgästen gegenüber. Über manche Fahrer konnte man sich nur wundern.

Die Straße lag gerade vor mir. Zu beiden Seiten wuchsen die schlanken Pappeln. Ich erhöhte die Geschwindigkeit wieder und ging fast im gleichen Augenblick wieder vom Gas, denn ich hatte die einsam laufende Gestalt am Rand gesehen.

Es war eine Frau.

Mitten in der Nacht, einsam auf der Straße, und ihr Gang erinnerte mich an den eines Betrunkenen. So schwankend, manchmal wieder schneller, dann abstoppend.

Seltsam…

Und plötzlich geschah es.

Obwohl ich das Tempo verringert hatte, konnte ich nicht mehr rechtzeitig genug reagieren. Die Unbekannte kam vom Rand der Fahrbahn ab, bewegte sich auf die Straßenmitte zu und erschien plötzlich vor meinem Wagen.

Zu dicht.

Ich bremste!

Die Pneus meldeten sich jaulend. Ich rechnete schon damit, es zu schaffen, als die Stoßstange die Frau dennoch erwischte. Sie wurde zur Seite geschleudert, die Arme flogen hoch, dann sah ich sie aus dem Lichtteppich verschwinden.

Der Bentley stand. Ich blieb für einen Moment starr hinter dem Lenkrad sitzen, achtete auf meinen überlaut pochenden Herzschlag und spürte auf der Stirn den kalten Schweiß. Dieser Schock war ein wenig plötzlich gekommen, und mit einer solchen Situation hätte ich auch nicht gerechnet.

Hoffentlich war der Frau nichts passiert.

Ich schaltete die Warnblinkanlage ein und verließ den Silbergrauen. Das Mädchen lag am Boden. Jetzt konnte ich erkennen, daß die Person noch jung war. Höchstens zwanzig Jahre.

Sie hatte sich auf den Rücken gedreht, ihr Gesicht sah im Licht der Scheinwerfer noch bleicher aus, und deshalb fielen mir auch die großen Augen auf.

Ich kniete neben ihr. »Ist Ihnen etwas passiert?« Es war die übliche Frage, aber ich wußte nicht, was ich sonst hätte sagen sollen.

»Keine Ahnung.« Das Sprechen bereitete ihr Mühe. Den Eindruck hatte ich jedenfalls. Zudem klang die Stimme irgendwie dumpf und kratzig, gar nicht weiblich.

»Verspüren Sie Schmerzen?«

»Kaum.«

»Also doch…«

Sie verzog das Gesicht. Ihr Atem ging schwer und keuchend. »Ein wenig an der Hüfte. Da hat es mich erwischt, verdammt…«

»Sie waren sehr unachtsam.« Ich konnte mir den Vorwurf nicht ersparen. »Zum Glück bin ich langsam gefahren…«

»Ja, ich weiß. Sie trifft keine Schuld, aber ich konnte einfach nicht anders. Es war plötzlich da.«

»Okay, schon gut. Ich helfe Ihnen beim Aufstehen. Dann werde ich Sie in den Wagen legen und mitnehmen.«

»Nein, nicht. Das auf keinen Fall. Ich will das nicht.« Sie wehrte sich mit Händen und Füßen.

Ich schüttelte den Kopf. »Wieso nicht? Ich kann Sie doch nicht einfach liegenlassen.«

»Das müssen Sie aber. Fahren Sie weiter. Kümmern Sie sich nicht um mich.« Ihre Stimme klang drängend und bittend. Sie richtete sich plötzlich auf, drehte sich dabei zur Seite und benutzte meinen Wagen als Stütze.

Ich kam nicht dazu, ihr auf die Beine zu helfen. Sie stand neben mir, als ich mich aufrichtete. Mir fiel auf, daß sie ziemlich groß war und schwarzes Lockenhaar besaß. Die Kleidung war beschmutzt und feucht. Bevor sie auf die Straße getorkelt war, mußte sie wohl neben der Fahrbahn in einem Graben gelegen haben.

Hier ging einiges nicht mit rechten Dingen zu. Betrunken war das junge Mädchen nicht. Aber erschöpft, fertig, als wäre sie gejagt worden.

»Was ist mit Ihnen geschehen?« fragte ich.

»Nichts, gar nichts.«

»Das können Sie mir nicht erzählen. Sie sind erschöpft und ausgelaugt. Ist jemand hinter ihnen her?«

»Ich bin allein.«

»Sie werden verfolgt.«

Für einen Moment wurde ihr Blick starr. Auch glaubte ich, daß sichdie dunklen Pupillen ihrer Augen veränderten und einen gelblichen Funken bekamen.

Das verschwand so schnell wieder, daß ich schon an eine Täuschung glaubte.

Allein lassen wollte und konnte ich das Mädchen nicht. Aber die Kleine stand auf Abwehr. Sie sprach zwar nicht darüber, ich spürte es dennoch. Es war die körperliche Ausstrahlung, die mich traf und die mich dies merken ließ.

Sie ging. Ohne ein Wort zu sagen, stemmte sie sich von der Karosse ab, lief zwei Schritte und schwankte. Zum Glück fiel sie gegen den Wagen, dennoch ging ich zu ihr und hielt sie fest. »Ich glaube, daß es dennoch besser ist, wenn ich Sie mitnehme.«

»Nein, ich…«

»Wo wohnen Sie?« Die scharf gestellte Frage duldete keinen Widerspruch mehr.

»Weiter weg…«

»In London?«

»Nein, in der Nähe…«
»Um so besser. Dann werden Sie mir Bescheid geben, wann ich anhalten muß.« Ich öffnete die Fondtür und schob das Mädchen, dessen Namen ich nicht einmal kannte, hinein. Sie fiel schwer auf den Rücksitz und schloß die Augen. Dann schüttelte sie sich wie in einem Fieberschauer.
Mit dieser Person stimmte einiges nicht. Vielleicht war sie krank.
Und wer lief um diese Zeit schon in der Weltgeschichte herum?
Oder war sie möglicherweise irgendwo ausgebrochen? Aus einer Nervenheilanstalt vielleicht?
»Sie müssen sagen, wenn ich halten oder abbiegen soll«, sprach ich nach hinten.
»Ja, ja…«
Mehr wollte sie nicht sagen. Ich akzeptierte dies nicht und fragte weiter: »Wie heißen Sie eigentlich?«
»Laura Ascot«, erklang es schwach.
»Mein Name ist John Sinclair.« Durch diese Preisgabe hoffte ich, ein wenig Vertrauen bei ihr zu gewinnen.
Sie entgegnete nichts. Dennoch hörte ich sie. Es war ihr keuchender Atem, der mir Sorgen bereitete. So holte nur jemand Luft, dem es nicht gutging.
Ein Wagen kam uns entgegen. Im Innenspiegel bemerkte ich die Bewegung des Mädchens. Laura duckte sich, als hätte sie Angst, von dem Scheinwerferlicht getroffen zu werden. Nachdem der Wagenvorbeigefahren war, kam sie wieder hoch.
»Soll ich sie nicht doch lieber zu einem Arzt bringen?« erkundigte ich mich.
»Weshalb?« fragte sie aggressiv.
»Mir scheint, daß es Ihnen schlecht geht.«
»Nein, nein! Ich habe sie nicht gebeten, mich mitzunehmen. Am besten wird es sein, wenn Sie anhalten und mich rauslassen.«
»Das geht nicht. Sie befinden sich in einem Zustand der Erschöpfung. Außerdem sind Sie für diese Nacht viel zu leicht bekleidet. Tut mir leid, Laura. Sie müssen sich schon nach mir richten. Ich weiß, was besser für Sie ist.«
»Ich will aber nicht.«
Auf ihren scharfen Ton ging ich nicht ein. »Lassen sie mal, Laura. Ich weiß am besten, was Ihnen jetzt guttun wird. Auf dem Sitz liegt noch eine Decke. Breiten Sie die über sich aus, dann bekommen Sie etwas Wärme.«
»Nein!«
Ich erwartete keine Dankbarkeit, aber dieser herrische und abweisende Tonfall gefiel mir immer weniger. Zwar hatte ich keinen Beweis dafür, aber mein Gefühl sagte mir, daß mit dem Mädchen

einiges nicht stimmte. Laura mußte ein schweres Schicksal hinter sich gehabt haben, wenn sie so reagierte.

Oder sie hatte etwas zu verbergen?

Wir waren inzwischen vielleicht eine Meile gerollt. Die Umgebung zeigte ein etwas anderes Gesicht. Zwar lagen zu beiden Seiten der Fahrbahn nach wie vor die flachen Weiden und Wiesen, aber auch Waldstücke reichten manchmal bis dicht an die Straße heran.

Auf der rechten Seite schimmerten die Lichter einer kleinen Ortschaft.

»Bitte, halten Sie an!« Der Wunsch des Mädchens kam ein wenig plötzlich, so daß ich automatisch nach dem Grund des schnellen Gesinnungswechsels fragte.

»Weshalb?«

»Ich… ich fühle mich nicht wohl. Mir ist schlecht!« stieß sie laut hervor. »Oder wollen Sie, daß ich Ihnen den Wagen voll …«

»Schon gut.« Ich fuhr an den linken Straßenrand und ließ den Silbergrauen allmählich ausrollen. Kaum hatte ich den Wagenabgebremst, als Laura schon die Hintertür öffnete.

Sie reagierte rasch. Und sie überraschte mich auch. Ich hatte nicht damit gerechnet, daß sie so schnell aussteigen würde. Als ich ebenfalls den Wagen verließ, hörte ich ein verdächtiges Rascheln, dazu kam das Knacken von Unterholz, und ich stand schließlich neben der geöffneten Wagentür und hätte mir selbst in den Hintern treten können, denn die hübsche Laura war verschwunden.

Eingetaucht in einen düsteren Wald, der bis dicht an den Rand der Straße wuchs.

Das schlug doch dem Faß den Boden aus. Da hatte mich die Kleine wirklich geleimt.

Ich holte durch die Nase tief Luft, schüttelte den Kopf, löschte die Scheinwerfer und hätte jetzt eigentlich weiterfahren können, aber dies schaffte ich nicht. Ich mußte nur an das Mädchen denken, das auf mich einen so erschöpften und desolaten Eindruck gemacht hatte. Laura konnte und durfte ich einfach nicht allein in dieser Nacht lassen. Sie würde irgendwann umkippen, liegenbleiben und sich in der Kälte womöglich den Tod holen.

Deshalb nahm ich die Verfolgung auf. Zuvor holte ich eine lichtstarke Lampe aus dem Wagen, denn durch die Dunkelheit des Waldes wollte ich nicht gerade gehen.

Der Strahl war bleich. Bei jedem Schritt hüpfte er vor mir auf und nieder. Den Graben hatte ich schnell überwunden, und mir kam der Waldrand im ersten Moment wie eine Mauer vor, die kein Durchkommen zuließ.

Ich blieb stehen, leuchtete den Boden ab, später auch in Kniehöhe und suchte nach der Stelle, wo das Mädchen durch das Unterholz

gebrochen war. Laura mußte Spuren hinterlassen haben.
Die entdeckte ich auch. Das feuchte Gras war niedergetreten. Ich lief durch das nasse Laub, schleuderte Zweige hoch, duckte mich unter Ästen hinweg, wurde von Zweigen gestreift und folgte dem bleichen, tanzenden und zitternden Lichtstrahl meiner Taschenlampe.
Alles sah ich.
Bäume, Unterholz, altes Laub, Wellen im Boden, auch einen Ameisenhaufen, sogar noch harschige Schneereste, aber keine Spur von Laura Ascot. Sie schien sich in Luft aufgelöst zu haben.
Da ich daran nicht glauben wollte, ging ich davon aus, daß sie schon einen großen Vorsprung zu mir herausgeholt hatte.
Das Mädchen mußte sehr schnell gewesen sein. Auch mir gelang es, wieder rascher voranzukommen, denn der Wald lichtete sich.
Die Räume zwischen den Bäumen wurden größer. Ich wurde kaum noch von irgendwelchen Zweigen berührt oder aufgehalten und sah schon eine weite, dunkle Fläche vor mir, eine Weide.
Wenig später lag der Wald hinter mir. In dem Grasland fand ich keinen Weg, so mußte ich mir einen bahnen. Schon bei den ersten Schritten versanken meine Füße in dem feuchten Boden.
Wo war das Mädchen?
Ich blieb stehen, schaute nach vorn, sah nur den dunklen flachen Teppich und richtete meinen Blick anschließend in die Höhe. Es war ein dunkler Himmel. Die Gestirne lagen versteckt hinter den Wolken. Selbst der Mond war durch den Wolkenschleier nur undeutlich zu erkennen.
Auf dem Feld hob sich leider die Gestalt der flüchtenden Laura Ascott nicht ab. Ich sah auch kein Haus. Ein Ziel schien es nicht zu geben, dennoch mußte das Mädchen zu irgendeinem Punkt hingelaufen sein.
Und dann traf es mich schockartig!
Es war ein schauriges, unheimlich klingendes Heulen, das durch die finstere Nacht hallte und mir eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken jagte.
So unheimlich klang es, daß selbst ich geschockt war und in angespannter Haltung dem Ton lauschte.
Er jagte über das Feld, mal höher, mal tiefer, dann wieder klagend oder triumphierend.
Ich hatte die Augen fast geschlossen, stand unter einer starken Konzentration und wollte es kaum wahrhaben, aber es stimmte.
Dieses Heulen war nicht normal, dennoch hatte ich es schon öfter vernommen, denn in meinem Job begegnete man den ungewöhnlichsten Gestalten, Monstern und geisterhaften Wesen.
Das Heulen hätte von einem Wolf stammen können.
Aber Wölfe gab es nicht in der Umgebung von London.
Da fiel es mir siedendheiß ein!

Das waren die Werwölfe!

Und auch eine andere Person hatte das Heulen vernommen. Sie saß an dem alten Küchentisch und starrte auf die Uhr an der Wand mit der geblümten Tapete. Weder der Fernsehapparat noch das Radio liefen, die Stille in der kleinen Küche war erdrückend, so daß selbst das Platzen der kleinen Kohlensäurebläschen in dem Mineralwasserglas zu hören war, das vor der Frau stand.

Die Person wußte Bescheid.

Und sie stöhnte auf, während sie gleichzeitig mit ihren Händen durch das lange grauschwarze Haar fuhr und es zu einem regelrechten Turm in die Höhe drückte.

Sie hatte es nicht geschafft. Diesmal war alles zu spät gewesen. Weshalb hatte Laura auch das Haus verlassen? Es war ihr doch verboten worden, aber sie hatte sich heimlich davongeschlichen.

Die Frau nahm das Glas in beide Hände und leerte es mit einem Zug. Danach erhob sie sich. Jetzt trat so etwas wie ein Katastrophenplan in Kraft. Unter keinen Umständen durfte es einem Fremden gelingen, Laura zu finden. Das wäre der Anfang vom Ende gewesen. Niemand sollte über den Fluch der alten Zeit informiert werden.

Die Frau verließ die Küche und betrat den schmalen Flur. Sie hatte überall das Licht brennen lassen, auch im schmalen Treppenhaus und in den kleinen Zimmern der oberen Etage.

Da wollte sie nicht hin. Dafür öffnete sie einen Wandschrank und holte eine Waffe hervor.

Es war ein Jagdgewehr. Bisher hatte sie damit nur auf Hühner oder Hasen geschossen, aber sie war fest entschlossen, auch auf Menschen zu zielen, wenn es sein mußte.

Laura mußte einfach gerettet werden und ins Haus zurückkehren.

Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Sie war nun einmal mit dem Fluch belastet, damit konnte sie auch leben, wenn sie sich an die Regel hielt, die sie leider überschritten hatte.

Bevor die Frau das Haus verließ, warf sie sich den alten Wollmantel über, der ihr in der Kühle der Nacht ein Gefühl der Wärme und Geborgenheit gab.

Das Gewehr nahm sie mit, versteckte die Waffe allerdings unter ihrem Mantel. Sie wußte, daß in mancher Nacht Wildhüter oder Jäger unterwegs waren. Wenn sie einem von ihnen begegnete, wollte sie nicht gerade mit einer Waffe in der Hand erwischt werden.

Der Wind war kühl, aber nicht mehr schneekalt wie in den vergangenen Tagen. Vor dem Haus standen die alten Ulmen. Drei waren es an der Zahl. Unter ihnen parkte auch der alte Opel, den die Frau vor zwei Jahren bei einem Gebrauchtwagenhändler billig erstanden hatte.

Den Wagen wollte sie nicht nehmen. Zudem war der schmale

Feldweg, der zwischen die Felder führte und eine Verbindung zur Straße darstellte, ziemlich tief und matschig.

Das Heulen hatte sie trotz der schallschluckenden Hausmauern vernommen. Für sie ein Beweis, daß es in der Nähe aufgeklungen sein mußte, auch wenn die Luft den Schall in der klaren Nacht weiter trug als bei Tageslicht.

Festes Schuhwerk war wichtig. Das besaß die Frau. Als sie den Schutz des Hauses verlassen und das freie Feld betreten hatte, traf sie der Wind von vorn und wehte ihre Haare weit zurück.

Es hatte auch keinen Sinn, Laura zu rufen. Der Wind hätte ihr die Worte von den Lippen gerissen, kaum daß sie erklungen waren.

Die Frau wußte, daß Laura, wenn sie nach Hause kam, stets den gleichen Weg nahm. Sicherlich würde sie auch als Verwandelte von dieser Regel nicht abweichen.

Deshalb wollte ihr die Frau entgegengehen. Bisher hatte sie das furchterregende Heulen nur im Haus gehört. Jetzt hätte sie sich gewünscht, es noch einmal zu vernehmen, aber Laura tat ihr den Gefallen nicht. Sie blieb stumm…

Und die Frau ging weiter. Der böige Nachtwind spielte mit den am Himmel hängenden Wolkenbergen und schuf immer neue Formationen, wenn er sie vor sich herjagte.

Er fegte den Himmel auch an einigen Stellen blank, so daß hin und wieder die flache, bleiche Mondscheibe deutlich zu erkennen war.

Vollmond…

Ideal für Werwölfe!

Flach wie ein Brett war das Land. Weiter zur Straße hin ragten Waldinseln wie dunkle Wälle vom Boden hoch, aber dort hielt sich Laura sicherlich nicht versteckt.

Der Wind brachte auch die Kälte mit. Die Wangen der einsamen Frau kühlten ab, ihre Augen begannen zu tränen. Sie hatte die Lippen fest zusammengepreßt, und manchmal zuckten ihre bleichen Wangen. Sie besaß auch die blasse Haut wie Laura.

Plötzlich blieb sie stehen. Obwohl sie schon ein Stück zurückgelegt hatte, glaubte sie, daß sie dem Wald nicht näher gekommen war. Aber sie sah eine Bewegung auf dem flachen Feld. Diesmal relativ gut zu erkennen, weil der Mond jetzt frei am Himmel stand.

Die Frau konzentrierte sich genau auf die Stelle, und sie erkannte, daß sich dort tatsächlich jemand bewegte.

Es war eine Gestalt.

Laura?

Sie hoffte es stark und ging schneller. Nach fünf Schritten verfiel sie in laufende Bewegungen, das flache Land tanzte plötzlich vor ihren Augen, aber sie sah auch, daß sich jemand vom Boden erhob und direkt auf sie zutorkelte.

Ja, das war sie!

»Laura!« Es war ihr lauter Ruf, der über die Weide gellte und auch vernommen wurde.

Laura blieb stehen. Sie schaute der Frau entgegen, hatte die Arme ausgestreckt, als wollte sie den Ankömmling umfangen. Keuchend erreichte die Frau ihr Ziel, und sie sah, daß es bereits passiert war.

Laura hatte sich verwandelt.

Aus dem jungen, hübschen Mädchen war eine Werwölfin geworden, eine Bestie!

Die Frau atmete stöhnend. Sie trat so dicht an den Werwolf heran, daß sie ihre Hände auf die Schultern legen konnte. »Laura«, ächzte sie. »Meine Tochter…«

Die Bestie knurrte nur. Sie sah scheußlich aus. Aus dem Mund war eine flache Schnauze geworden, in der das Gebiß gefährlich weiß schimmerte. Die Kleidung war während der Verwandlung aufgeplatzt. Ein paar Fetzen hingen noch als Reste am dunkelbraunen Fell, und aus den Händen waren ebenso Pranken geworden wie aus den Füßen. Das lange, lockige Haar war ebenfalls den dunkleren Fellsträhnen gewichen, die Augen hatten einen anderen Ausdruck angenommen und leuchteten gelblich und erbarmungslos.

Dennoch umarmte ein Mensch einen Werwolf. Ungewöhnlich, wenn nicht unerklärbar, da Werwolfe den Drang in sich spürten, Menschen zu töten. Zwei einsame, so unterschiedliche Personen standen auf dem Feld, der Mond beleuchtete sie mit seinem Schein, und seine Strahlen waren für die Bestie Balsam.

»Ich habe dich gesucht, Laura«, flüsterte Mrs. Ascott. »So sehr gesucht. Wo bist du gewesen?«

Sie bekam keine Antwort, denn ihre Tochter konnte ihr einfach keine geben. Das wußte sie auch, löste sich von der Bestie und sagte:

»Komm, du mußt mit nach Hause.«

Es sah schon ungewöhnlich aus, wie die Frau die Wölfin unterfaßte und losging. Mrs. Ascott warf noch einen Blick zurück.

Ein leeres Gelände lag vor ihren Augen. Sie wollte sich wieder umdrehen, als sie stocksteif stehenblieb. Hatte sie nicht nahe dem Waldrand eine Bewegung gesehen? War da jemand? Und war dort nicht für den Bruchteil einer Sekunde ein heller Schein aufgeblitzt?

Vielleicht hatte sie sich diese Dinge auch eingebildet, aber es lag auch im Bereich der Möglichkeit, daß man ihre Tochter verfolgt hatte.

Das wäre fatal gewesen.

Für den Verfolger, wohlgemerkt…

»Komm jetzt, Kind!« Sie redete wirklich wie eine Mutter mit der Bestie. »Ich habe alles vorbereitet…«

Diesmal ließ das Jaulen sie zusammenzucken. Es drang aus dem Maul der Bestie und schien gegen den am Himmel stehenden Mond zu

schweben, um mit ihm einen Dialog zu eröffnen.

Laura machte ihrer Mutter keine Schwierigkeiten. Widerstandslos ließ sie sich zu dem einsam stehenden Haus bringen. Die Frau drückte die Tür auf, stieß ihre Tochter in den schmalen Flur und wandte sich sofort nach rechts, denn dort führte die Steintreppe in den Keller hinunter, wo Laura den Rest der Nacht verbringen sollte.

Die Hände der Frau strichen über das Fell. »Du brauchst keine Angst zu haben«, flüsterte sie. »Jetzt bist du bei mir. Im Keller ist alles vorbereitet. Wie immer, mein Schatz, wie immer…«

Die Bestie reagierte nicht. Sie kannte die Spielregeln, und auch als Verwandelte gehorchte sie ihrer Mutter.

Darüber war Alexis Ascott froh. Wäre es anders gewesen, würde sie schon längst nicht mehr leben.

Die Treppe entsprach auch dem Alter und der Bauweise des Hauses. Sehr hoch waren die Stufen, sie bildeten regelrechte Stolperfallen. An der grauen Wand zog sich ein Handlauf entlang, auf dessen Oberseite sich zahlreiche Rostflecken abgesetzt hatten. Unter der ehemals weiß getünchten Decke brannte eine Birne ohne Kuppel. Der Kellergang war ebenso schmal wie die Treppe, wurde nach wenigen Schritten jedoch breiter, so daß zwei Verliese genügend Platz fanden.

In einem, dem kleineren, ihm diente ein Holzverschlag als Tür, befand sich nur Gerümpel. Von Kästen und Karton über alte Zeitungen bis zum Werkzeug.

Das zweite Verließ aber war etwas Besonderes. Seine Vorderseite bestand aus Stahlstangen, die fest mit der Decke und dem Steinboden verankert waren.

Die durchbrach keiner. Weder ein Werwolf noch der stärkste Mann der Welt. Eine Tür war in das Gitter eingelassen worden. Es besaß ein Schloß, das die Mutter jetzt öffnete.

Neben ihr wartete die Bestie.

Sie hatte das Maul geöffnet. Aus dem Speichel war Geifer geworden. Er schimmerte gelblich weiß, füllte einen Großteil des Unterkiefers aus und rann an den Lefzen nach unten, wobei er der Erdanziehung folgte und zu Boden klatschte.

Wo der Werwolf stand, blieben feuchte Flecken zurück.

Niemand konnte jetzt noch erkennen, daß diese Bestie einmal eine Frau gewesen war. Geschlechtsmerkmale existierten bei diesen Unholden nicht.

»Geh rein!« flüsterte Alexis. »Warte die Nacht ab. Am Morgen wird alles anders aussehen, glaub mir…«

Wieder gehorchte die Wölfin wie ein kleines Kind, als sie sich durch den Eingang schob. Bis auf eine stabile Holzbank war der Käfig leer. Und Laura ließ sich dort auch nicht nieder. Sie schaute zu, wie Alexis die Gittertür zuknallte.

Das Echo schwang noch durch den Keller und überdeckte den Seufzer der Erleichterung, der über die Lippen der Frau drang.

Alexis Ascot trat aufatmend zurück. Mit dem rechten Handrücken entfernte sie den kalten Schweiß von ihrer Stirn. Geschafft, dachte sie. Das war wieder einmal geschafft.

Einen letzten Blick warf sie auf ihre verwandelte Tochter. Die Wölfin hatte sich innen dicht vor das Gitter gestellt und umklammerte mit beiden Pranken die Stäbe. Auch die Schnauzenspitze berührte eine der Stangen. Da das Maul offenstand, wirkte es so, als wollte sie hineinbeißen. Aber die Bestie heulte nur.

Diesmal leise, klagend, und Alexis kannte auch den Grund für diese Reaktion.

Ihre Tochter war zu einem Werwolf geworden, und der folgte allein seinen Trieben. Er wollte töten, vernichten. Bisher hatte Alexis ihre Tochter immer davon abhalten können. Der Käfig war stark genug, aber schaffte sie das auch noch in ferner Zukunft?

Das war ihre große Sorge. Sie fühlte sich für Laura verantwortlich.

Der Fluch der alten Zeit hatte sie eingeholt, dagegen konnte sich niemand aus der Familie wehren.

Und die Zeichen standen auf Sturm.

Laura war erst der Beginn. Es gab noch andere, die große Pläne verfolgten.

Daran dachte Alexis Ascot, als sie sich umwandte und den Weg zur Treppe zurückging. Wie eine alte Frau wirkte sie, obwohl sie die 40 noch nicht erreicht hatte und man sie noch immer als attraktiv bezeichnen konnte.

Sie drückte die Kellertür hinter sich zu, schloß aber nicht ab. An einem Garderobenhaken hängte sie den Mantel auf. Das Gewehr lehnte sie zwischen ihn und der Tür an die Wand.

Dann betrat sie die Küche. Vor ihrem Gang nach draußen hatte sie Mineralwasser getrunken. Jetzt brauchte sie etwas Stärkeres. Einen Gin. Die Flasche stand nicht im Kühlschrank. Sie trank das Zeug lieber warm als eiskalt.

Bis zur Hälfte kippte sie das Glas voll, aus dem sie das Mineralwasser getrunken hatte.

Alexis nahm den ersten Schluck. Er brannte in der Kehle, der zweite schon weniger, der dritte tat ihr gut. Sie saß so, daß sie auch auf die Mattscheibe schauen konnte. Da diese Nacht so gut wie gelaufen war und sie sowieso nicht schlafen konnte, wollte sie sich irgend etwas anschauen. Es gab private Sender, die sendeten rund um die Uhr.

Alexis Ascot erhob sich. Die Fernbedienung lag auf der Fensterbank zwischen den alten Blumentöpfen, aus dem traurig gebogen einige Blütenstengel schauten.

Als sie stand, stockte ihr Schritt. Nicht einen Fuß setzte sie mehr vor,

denn sie hatte etwas gesehen.
Eine Bewegung hinter dem Fenster.
Da war jemand!
Ob der andere auch ihre Reaktion erkannt hatte, war nicht festzustellen. Jedenfalls verschwand er ebenso schnell wieder, wie er sich auch gezeigt hatte.
Rückwärts ging die Frau zurück zum Tisch. Sie dachte an den Lichtschein und die Bewegung am Waldrand. Jetzt das Gesicht hinter der Scheibe! War das eingetreten, was sie schon immer befürchtet hatte? Es konnte ja nicht gutgehen, irgendwann mußte Laura mal auffallen.
Alexis schaute aus dem Fenster. Es aufzuziehen hatte keinen Sinn.
Sie hätte erst die Blumentöpfe der Bank räumen müssen, und das wollte sie nicht.
Von der Gestalt war nichts zu sehen. Kein blasses Gesicht mehr.
Allmählich kamen ihr Zweifel, ob sie sich die Bewegung nicht doch eingebildet hatte.
Einmal unter Umständen, aber ein zweitesmal? Daran wollte sie nicht glauben.
Alexis Ascot hatte es gelernt, mit ihrem Leben allein fertig zu werden. Sie ertrug sogar die Last ihres schweren Erbes, und die Furcht hatte sie einfach verbannt.
Sie wollte es genau wissen, ob tatsächlich jemand das Haus umschlich, deshalb mußte sie nach draußen.
Entschlossen machte sie sich auf den Weg. Mit sicherem Griff fand sie das Gewehr, wollte auch den Mantel überstreifen, als etwas geschah, das ihre Pläne völlig umwarf. Es schellte!

***

Blitzschnell zog ich den Kopf zurück, huschte einige Schritte zur Seite und preßte mich erst dann gegen die Außenwand des Hauses. Ich wußte nicht genau, ob man mich entdeckt hatte, wollte davon aber ausgehen und war entsprechend vorsichtig.
Scharf stieß ich den Atem aus. Mein rasender Herzschlag beruhigte sich wieder, und ich dachte darüber nach, was ich bisher erreicht hatte.
Nach dem unheimlichen Heulen war ich schneller gelaufen, hatte die Lampe allerdings ausgeschaltet und dennoch die Gestalt des Mädchens erkennen können.
Wie ein sich heftig bewegender Scherenschnitt hatte sie sich einige Male vom dunklen Untergrund abgehoben. Und diese Bewegungen kamen mir bekannt vor, da ich bei so mancher Verwandlung in einen Werwolf Zeuge gewesen war.
Ich konnte den unheimlichen Vorgang korrekt interpretieren und

wußte auch, aus welchem Grunde sich das Mädchen so seltsam benommen hatte. Ihm war gar nichts anderes übriggeblieben, als so zu handeln, denn der innere Druck war einfach zu stark gewesen.

Der Drang in mir, schnell weiterzulaufen, ließ sich nur schwer unterdrücken, ich beherrschte mich aber und bekam auch mit, daß sich eine zweite Gestalt näherte, sich der Bestie annahm und mit ihr verschwand.

Natürlich nahm ich die Verfolgung auf. Ging dabei geduckt und schaltete meine Lampe auch nur ab und zu ein.

Die beiden waren schließlich verschwunden, ich schlug noch einen Bogen und erreichte das Haus in relativ günstiger Zeit. Hinter einem neben dem Bau geparkten Opel fand ich zunächst einmal eine Deckung und wartete ab, ob noch etwas geschah.

Das Warten lohnte sich nicht. Zwar vernahm ich ungewöhnliche Geräusche aus dem Haus, sie erinnerten mich auch an das Knurren oder Geifern, sie selbst bekam ich nicht mehr zu Gesicht.

Das Gebäude besaß auch ein Obergeschoß. Überall brannte Licht.

Es schimmerte geheimnisvoll hinter den Scheiben. Sie brachten mich auf eine Idee. Bevor ich irgend etwas anderes tat, wollte ich einen Blick durch die Scheiben werfen.

Ich schlich um den Bau herum und hatte wenig später das Gefühl, entdeckt worden zu sein. Obwohl ich sehr schnell wieder nach unten getaucht war, mußte mich die andere bemerkt haben.

Mist auch.

Jetzt überlegte ich, wie ich weiter vorgehen sollte. Am besten war es, dem Besuch einen ganz offiziellen Anstrich zu geben. Das heißt, ich würde klingeln oder klopfen und mich mit der Person unterhalten, die die Wölfin weggeschleppt hatte.

Meine mit Silberkugeln geladene Beretta trug ich bei mir. Das Kreuz ebenfalls, was konnte noch großartig passieren?

Die Tür war alt, ebenso wie das ganze Haus. Dennoch sah ich eine Klingel. Ein weißer Knopf neben der Tür, fast versteckt zwischen wintergrauen Efeuranken.

Selbst vor der Tür hörte ich das schrille Geräusch der Klingel. Es war jemand da, er mußte auch handeln, und ich trat sicherheitshalber ein kleines Stück zurück.

Die Schritte vernahm ich nicht, aber das Öffnen der Tür konnte einem nervenschwachen Menschen schon eine Gänsehaut über den Rücken treiben. So sehr quietschte und knarrte sie.

Sie wurde nur so weit aufgezogen, wie es der Schulterbreite eines Menschen entsprach. Ich erkannte die Person nur mehr undeutlich, wußte aber, daß ich es mit einer Frau zu tun hatte, auch ohne daß bisher ein Wort über ihre Lippen gedrungen war.

»Guten Abend!« grüßte ich höflich.

»Was wollen Sie?« Sehr abweisend klang die Stimme. Das konnte ich der Person nicht einmal verübeln. Ich hätte an ihrer Stelle auch nicht anders gehandelt.
»Ich möchte mit Ihnen reden.«
»Um diese Zeit?«
»Es ergab sich so.«
»Aber ich will von Ihnen nichts. Verschwinden Sie! Hier gibt es auch nichts zu stehlen.«
»Deswegen bin ich auch nicht gekommen. Es handelt sich um ein anderes Problem. Haben Sie schon mal etwas von einem Werwolf gehört?«
»Nein!«
Die Antwort war mir viel zu schnell gekommen, um ehrlich zu sein. »Vielleicht haben Sie einen gesehen, Mrs…?«
»Verschwinden Sie.«
Es lag am Tonfall ihrer Stimme, daß ich vortrat und so reagierte, wie ein Vertreter es nicht machen sollte. Ich stellte nämlich einen Fuß in den Türspalt.
Genau im richtigen Augenblick. Die Tür knallte nicht zu, sie traf meinen Fuß, der Spalt blieb, und bevor die Frau noch etwas anderes unternehmen konnte, hatte ich die Tür schon so weit geöffnet, daß ich das Haus betreten konnte.
Die Frau war zurückgewichen. Sie stand nahe an der Kellertür und auch der Garderobe. Ich erkannte, daß sie etwas Längliches in der Hand hielt! Mein Gefühl warnte mich zu spät, denn die Frau rammte das Lange vor und traf mich hart über der Gürtelschnalle.
In meinem Magen explodierte der Schmerz. Ich gab ein würgendes Geräusch von mir, knickte zusammen und hörte, wie die Frau über meinen Kopf hinweg folgende Worte sprach.
»Jetzt werde ich dich erschießen, du Bastard!«
Alles, nur das nicht!
Aber, was zum Henker, sollte ich dagegen unternehmen. Sie hielt im Moment alle Trümpfe in der Hand, während ich noch immer mit dem Schmerz in meinem Körper zu kämpfen hatte.
»Soweit kommt das noch!« hörte ich ihre böse Stimme. »Hier einfach eindringen, dumme Fragen stellen und…«
»Es ist nicht so!« preßte ich hervor und richtete mich langsam wieder auf. Sie hatte nichts dagegen, schließlich preßte sie die Mündung der Waffe noch immer in meinen Leib.
Ich schaute sie an.
Unsere Blicke begegneten sich. Da in der Diele kein Licht brannte, war es einfach zu dunkel, um etwas Genaueres erkennen zu können.
So sah ich nur mehr das Funkeln ihrer Augen. Zum Glück wären es menschliche Augen und nicht die gelblich schimmernden eines

Werwolfs. Ich sah auch noch das Zucken ihrer Lippen und fragte leise: »Wollen Sie sich einen Mord auf Ihr Gewissen laden?«

»Na und?«

»Das wäre fatal. Sie…«

»Nein«, unterbrach sie mich. »Sie, Mister, reden zuviel. Und das habe ich mir gemerkt…«

Ich stand gerade. Wie gefährlich die Frau tatsächlich war, wußte ich nicht. Ein Profi war sie nicht, sonst hätte sie mich nicht so dicht an sich herankommen lassen. Aber ich stufte sie als unberechenbar ein. Und das sind oft die schlimmsten.

Diesmal explodierte ich.

Meine Bewegungen waren mit den Augen kaum zu verfolgen, so schnell ging alles. Ich schlug den Gewehrlauf nach unten, warf mich gleichzeitig zur Seite und hörte den in dieser Enge überlaut klingenden Abschußknall der Waffe.

Dieses Weib war fest entschlossen, mich zu töten. Wie jemand, der nichts mehr zu verlieren hat.

Ich lag nicht am Boden. Die geschlossene Haustür hatte mich aufgehalten. Meinen Karatetritt hielt nichts auf. Der Fuß traf die Schulter der Frau und lahmte ihren Arm.

Bevor sie noch herumwirbeln und erneut auf mich anlegen konnte, wurde ihr die Waffe zu schwer. Sie hatte zudem nur mit der rechten Hand gehalten. Das Gewehr polterte zu Boden, und als sie mit der Linken nachgreifen wollte, war ich wieder schneller und stellte meinen Fuß auf den Lauf.

»So nicht, Madam!«

Sie zuckte zurück, wollte in die Dunkelheit nahe der Kellertür tauchen, und ich hörte ihr schweres Atmen.

»Bleiben Sie stehen!«

Sie gehorchte tatsächlich. Als ich das Gewehr aufhob, ließ ich sie nicht aus den Augen. Ich entlud die Waffe und schleuderte sie weg.

»So, jetzt können wir uns unterhalten.«

»Was wollen Sie?«

»Mit Ihnen reden.«

»Aber ich…«

Ich war es leid und ging auf sie zu.

Wenn sie tatsächlich im Haus einen Werwolf beherbergte, war sie gefährlich, und ich konnte mir ihr gegenüber auch keine Rücksicht mehr erlauben. Deshalb faßte ich ziemlich hart zu, schleuderte sie herum und drängte sie auf die Küchentür zu, die sie mit dem Rücken aufstieß und einen Lidschlag später zum erstenmal inmitten einer Lichtfülle stand, die von einer Deckenlampe aus nach unten fiel.

Ich hatte mit vielem gerechnet, mit einem verkniffen wirkenden Weib, einer alten Frau auch oder einer Greisin, aber nicht mit einer so

wilden und gleichzeitig attraktiven Person, die sich langsam zurückbewegte.

Ich war tatsächlich beeindruckt, und das kommt bei mir wirklich nicht oft vor. Fasziniert starrte ich auf ihre »Mähne«.

Man konnte bei dieser Person von einer wilden reifen Schönheit sprechen. Graue Strähnen durchzogen das dunkle Haar. Es machte sie noch interessanter. Das breitflächige Gesicht zeigte einen exotischen Zug, auch die vollen Lippen paßten dazu. Sie war erregt, stand wie unter Strom, atmete scharf durch die Nase, und ich sah, wie die Flügel vibrierten. Sanft geschwungene Brauen lagen über den dunklen Augen, und die Haut zeigte fast die gleiche Blässe, wie ich sie von dem Mädchen Laura her kannte.

Laura und sie!

Man konnte sie miteinander vergleichen, denn ich fand Ähnlichkeiten zwischen den beiden, so daß mir allmählich der Verdacht kam, es unter Umständen mit Mutter und Tochter zu tun zu haben.

Konnte eine Frau eine Tochter haben, die gleichzeitig ein Werwolf war? Ein Unding für mich, aber nicht unmöglich, denn den Begriff hatte ich aus meinem Repertoire gestrichen.

Sie war jetzt so weit zurückgewichen, daß sie gegen den Küchentisch stieß. Die Arme hatte sie ebenfalls nach hinten gedrückt und stützte sich mit den Handballen auf der Tischplatte ab. Dabei war auch ihr Körper zwangsläufig in eine rückwärtige Lage geraten.

Da sie nur einen Pullover und einen dunkelrot und schwarz gestreiften Rock trug, spannte sich unter der Pulloverwolle ihr Busen.

Auch der eng sitzende Rock zeichnete die Linie der beiden Oberschenkel genau nach.

Sie hatte eine verdammt erotische Pose eingenommen. Ob bewußt oder unbewußt, wollte ich einmal dahingestellt sein lassen, ich konnte mir aber vorstellen, daß sie es aus Berechnung tat.

Sie öffnete den Mund. Ich sah das Schimmern der Zähne, und sie fragte leise und lauernd. »Genug gestarrt?«

»Sie können sich hinsetzen.«

Ihr Lachen klang spöttisch. »In meinem Haus bestimme noch immer ich, was geschieht.«

»Da haben Sie im Prinzip recht. Nur stört es mich gewaltig, wenn jemand heimlich einen Werwolf versteckt.«

Sie nahm tatsächlich eine andere Haltung an und beugte ihren Oberkörper vor. »Einen Werwolf?«

»Ja. Oder nicht?«

Die Frau lachte mich kalt an. »Wer sind Sie überhaupt, daß Sie hier solche Behauptungen aufstellen?«

»Mein Name ist John Sinclair.«

Täuschte ich mich, oder hatten sich ihre Augen tatsächlich für einen Moment verengt. »Der Name sagt mir nichts.«

»Und wie heißen Sie?«

»Alexis Ascot.«

»Dann sind Sie die Mutter von Laura.«

»Ja, aber…« Weiter sprach sie nicht und biß sich auf die Lippen.

Sie ärgerte sich darüber, daß es mir gelungen war, sie zu übertölpeln.

»Also doch.«

Mit einer wilden Bewegung warf sie ihr Haar zurück. »Weshalb interessiert Sie das? Was wollen Sie von Laura?«

»Ich lernte sie kennen.«

»Sie…?« dehnte Alexis und bedachte mich mit einem abschätzenden Blick. »Ich könnte mir nicht vorstellen, daß Laura etwas von Ihnen wollte, Mister.«

»Ich wollte was von ihr.«

»Noch schlimmer.«

Bevor sie das Gesicht noch mehr verzog, kam ich ihr mit einer Erklärung zuvor. »So wie Sie sich die Sache vorstellen, ist sie nicht gelaufen. Laura trägt die Schuld an unserer Bekanntschaft. Sie war es, die mir in den Wagen lief. Auf der Landstraße. Ich konnte zwar noch bremsen, aber…«

»Dann sind Sie ein Schwein.«

Jetzt wurde ich ärgerlich. »Ich möchte doch sehr bitten.«

»Ja, Sie sind zu schnell gefahren. Viel zu schnell. Sonst wäre so etwas nicht passiert.«

»Können Sie sich eigentlich nicht vorstellen, daß auch ihre Tochter unter Umständen einen Fehler gemacht hat? Sie war nämlich ziemlich down, ihre Bewegungen glichen der eines Betrunkenen…«

»Meine Tochter war nicht betrunken!«

»Das habe ich auch nicht gesagt. Ich nahm es nur mehr als Vergleich heran, damit Sie Bescheid wissen. Jedenfalls tat ich meine Pflicht, legte Ihre Tochter in meinen Wagen, doch sie dankte mir dies mit einer plötzlichen Flucht. Da ich besorgt um sie war, nahm ich die Verfolgung auf und erlebte das schaurige Heulen mit, das mir anzeigte, unter welch einem bösen Fluch Ihre Tochter leidet.«

»Unter welchem denn?« fragte sie kalt.

»Sie hat ein dämonisches Erbe in sich. Bei Vollmond muß sie sich in einen mörderischen Werwolf verwandeln.«

»Und Sie wissen das einfach so?«

»In der Tat.«

»Woher denn«, höhnte sie. »Wie können Sie das alles wissen, Mister? Das sind Märchen.«

»Für mich nicht.«

»Gehen Sie jetzt!«

»Erst wenn ich Ihre Tochter gesehen habe.«

Die Frau schaute mich mit halb gesenktem Blick an. Ihre Augen waren sehr dunkel. Geheimnisvoll schimmerten die Pupillen. Welche Überlegungen sich hinter ihrer Stirn abspielten, wußte ich nicht.

Positiv war es für mich bestimmt nicht.

Alexis Ascot löste sich von der Stelle und schritt um den Tisch herum. Auf ihm stand noch ein Glas. Der Gingeruch hatte auch meine Nase getroffen. Sie nahm das Glas in die Hand und plötzlich schleuderte sie mir die scharfe Flüssigkeit entgegen.

Zum Glück hatte ich sie nicht aus den Augen gelassen. Durch ein rasches Drehen des Kopfes konnte ich der Gefahr entgehen, so daß mich das Zeug verfehlte und irgendwo hinter mir klatschend gegen die Wand schlug. Die Alkoholladung wurde von einem Wutschrei begleitet, und dann kam die Frau selbst.

Sie warf sich über den Tisch. Innerhalb einer Sekunde entwickelte sie sich zur Furie und wollte es mir zeigen. Die Nägel ihrer langen, nervigen Finger erschienen dicht vor meinem Gesicht, denn sie wollten wie kleine Messer in die Haut stechen.

Die Hände konnte ich zwar abwehren. Die Frau selbst nicht. Sie drückte mich zurück, wir fielen gegen die geschlossene Tür, und Alexis stand ihrer Namensvetterin aus der Serie »Dynasty« in nichts nach. Mit allen Tricks griff sie an und setzte sie auch gemein und hinterhältig ein.

Sogar ihr Knie riß sie hoch.

Ich war ebenfalls kein heuriger Hase und wußte auch, wie Frauen sich manchmal wehrten. Sie traf nur meinen Oberschenkel, aber der Treffer war hart genug gewesen.

Dann kam ich durch.

Zweimal wurde sie von meiner flachen Hand erwischt. Einmal links, dann rechts im Gesicht.

Ihr Kopf flog dabei herum, die langen Haare waren ebenfalls in Bewegung geraten und wischten dicht an meinen Augen vorbei. Die wütenden, spitzen Schreie erfüllten die Küche, aber sie gab nicht auf. Ihre Nägel erwischten mich auch und hinterließen auf meinem Handrücken blutige Streifen.

Schließlich tauchte ich unter ihren Armen hinweg, packte sie an der Hüfte und schleuderte sie so weit zurück, daß sie gegen den Tisch fiel und sich quer darüberlegte.

Dabei schleuderte sie die Beine, der Rock rutschte weit. Ich hatte dafür keinen Blick, war blitzschnell bei ihr und preßte sie mit den Schultern fest gegen die Unterlage.

»Okay, Alexis Ascot«, sagte ich. »Bis hierher war es Spaß. Von nun an wird es ernst.«

Schwer und keuchend atmete sie. Ihr Blick war noch immer voller

Wut, Haß und Ärgernis darüber, daß sie einen Kampf verloren hatte. Urplötzlich änderte sie ihr Verhalten. Ich brauchte auch keinen Druck mehr auszuüben, sie sackte förmlich in sich zusammen und blieb beinahe schlaff liegen.

Zwei, drei Atemzüge ließ ich verstreichen, bevor ich fragte: »Okay jetzt, Alexis?«

»Ja…«

Ich ließ sie los und trat zurück, beobachtete sie allerdings weiter.

Die Frau richtete sich auf, blieb schweratmend auf dem Tisch sitzen und strich über ihre geröteten Wangen, wo sie meine Handfläche getroffen hatte.

»Sie haben mich geschlagen, Sinclair.«

»Es blieb mir nichts anderes übrig.«

Schief lächelte sie. »Ja, ich weiß.« Sie schaute auf ihre Oberschenkel die der Rocksaum freiließ, traf aber keine Anstalten, das Kleidungsstück wieder nach unten zu ziehen.

»Und jetzt bringen Sie mich zu Laura«, forderte ich.

Sie zwinkerte mir zu. »Was ist, wenn ich es nicht tue, Mister?«

»Müßte ich Sie zwingen?«

Kehlig klang ihr Lachen. »Abermals durch Schläge?«

»Nein, hiermit.« Ich ließ sie einen kurzen Blick auf meine Beretta werfen und steckte die Waffe wieder ein. »Nur, damit alle Klarheiten beseitigt sind«, sagte ich, das Sprichwort verdrehend.

»Ja, so sieht es aus.« Sie rutschte vom Tisch, blieb neben mir stehen und sagte: »Kommen Sie mit.«

Wir verließen die Küche, wandten uns aber nicht der Kellertür zu, sondern in eine andere Richtung. Wir gingen die schmale Treppe hoch in die obere Etage.

Alexis Ascot ging vor. Als sie auf der dritten Stufe war, forderte ich sie auf, stehenzubleiben.

»Was suchen Sie da?«

Sie drehte sich um und schaute mich schräg von oben her an.

»Wollten Sie nicht meine Tochter sehen?«

»Ist sie oben?«

»Das muß ich doch besser wissen.«

Davon war ich nicht überzeugt, beschloß jedoch, das Spielmitzumachen und ließ sie weitergehen. Weiter oben wurde die Treppe noch schmaler. Alexis wußte, wie man Stufen hochschritt. Ihr Körper bewegte sich dabei aufreizend mit, so daß ich allmählich das Gefühl bekam, von ihr eingewickelt werden zu sollen.

Ich war auf der Hut.

Wir erreichten einen ebenfalls schmalen Flur, in dem auch das Licht einer Deckenleuchte brannte.

Drei Zimmertüren zählte ich.

Die erste auf der linken Seite wurde von Alexis Ascot geöffnet. Sie blieb schräg auf der Schwelle stehen und sagte: »Hier ist es.«

»Gehen Sie vor.«

»Trauen Sie mir nicht?«

»Ich traue nur mir selbst.«

Die Frau betrat tatsächlich das Zimmer. Noch deutete nichts auf eine Falle hin. Ich sah ein breites Bett, einen Spiegel, einen kleinen Schrank und auch die Frau, die mit ausgestrecktem Arm auf eine der Zimmerwände wies.

»Da ist Laura!«

Ich schaute hin, obwohl ich eigentlich noch an eine Täuschung glaubte. Ja, das war sie tatsächlich! Wie sie lebte, so echt, so wunderbar und mit einem Lächeln auf dem Gesicht, das mir klarmachte, wie groß die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter war.

Nur einen Unterschied gab es.

Ich erlebte Laura Ascot nicht in natura, sondern als Gemälde!

Verdammt, wieder hatte mich dieses wilde Weib geleimt. Alexis war doch raffinierter, als ich geglaubt hatte. In meinem Rücken hörte ich ihre Stimme. »Ist sie nicht schön?«

Ich verschluckte eine Bemerkung.

»Warum sagen Sie nichts. Gefällt Ihnen meine Tochter nicht, Sinclair?«

»Ich hatte mir etwas anderes vorgestellt.«

Bevor ich eine Erwiderung bekam, hörte ich das leise Rascheln.

»Oder finden Sie die Mutter besser?«

Ich drehte mich um und bekam den zweiten Schock!

Nein, ein Schock war es nicht. Wenn, dann ein angenehmer, denn jetzt wußte ich, was das Rascheln bedeutet hatte. Alexis Ascot hatte nicht nur ihren Rock fallen lassen, auch den Pullover über den Kopf gestreift, und sie war soeben dabei, aus der Strumpfhose zu schlüpfen. Lässig schleuderte sie das hauchdünne Teil über ihre Schulter und stand danach, nur mit einem zarten, seidigen und dunkel schimmernden Slip bekleidet, vor mir. Ich hatte Muße, mir diese reife, vollerblühte Frau genau anzuschauen, und sie war es tatsächlich wert, betrachtet zu werden. Meine Blicke saugten sich auf ihren weichen, fließenden Formen fest. Und als Alexis mit den Handflächen ihre Brüste leicht anhob und mich die aufgerichteten Spitzen keck anschauten, überzog mich eine prickelnde Gänsehaut.

Tief atmete ich durch.

Abermals warf sie ihre Haarflut zurück. »Gefalle ich dir?« fragte sie leise.

»Es kommt nicht darauf an…«

Sie unterbrach mich. »Manchmal sind die Mütter schöner als die Töchter. Es kommt auf den Mann an. Würdest du dich für mich

entscheiden, John Sinclair? Wenn ja…« Sie deutete auf das Bett. »Du kannst eine Nacht erleben, die du nie vergißt.«

Ihre Taktik lag auf der Hand. Mit allen Mitteln versuchte sie, mich von ihrer Tochter abzulenken. So angenehm der Anblick dieser Frau auch war, ich hatte einen Job zu erledigen, und wenn ich an die Werwölfin dachte, vergaß ich eine Frau wie Alexis sehr schnell wieder. Da unterschied ich mich von vielen amerikanischen Romandetektiven, die alles Weibliche mitnahmen, was sich ihnen in den Weg stellte.

»Ziehen Sie sich an!« erklärte ich kalt. »Oder wollen Sie frieren, wenn wir in den Keller gehen?«

Ihre Augen wurden groß und bekamen einen staunenden Ausdruck. »Wieso in den Keller?«

»Da werde ich Laura wohl finden. Oder gibt es hier im Haus noch andere Verstecke?«

»Sie sind ein… ein …«

Ich nickte. »Anziehen.«

Wütend griff sie nach den Kleidungsstücken und drehte mir dabei den Rücken zu. Auch er war eine Augenweide. Hätte ich diese Frau unter anderen Umständen getroffen, verdammt, ich hätte für nichts garantieren können. So aber sah ich in ihr nur mehr eine Figur in einem teuflischen Spiel, das ich bisher nicht durchschaut hatte.

Widerwillig streifte sie Rock und Pullover über und verzichtete dabei auf die Strumpfhose. Sie schlüpfte in die Schuhe und sah, wie ich mit der Berettamündung zur Tür deutete.

»Da ist der Ausgang.«

Schweigend schritt sie vor. Erst an der Kellertür hielt sie an, die rechte Hand hatte sie bereits auf die Klinke gelegt. »Was haben Sie vor, Mister?«

»Das werden Sie noch früh genug sehen.«

»Wollen Sie Laura töten?«

»Könnte ich das?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dann lassen Sie sich überraschen«, erklärte ich. »Und jetzt Abmarsch. Denken Sie daran, auf ihre Tricks falle ich nicht mehr herein, das kann ich Ihnen sagen.«

Alexis drückte die Klinke nach unten und zog die Tür auf. Sie schaltete Licht ein und schien sich an die Spielregeln halten zu wollen, was mir wiederum gefiel.

Die Keller der alten Häuser riechen irgendwie immer gleich. So feucht, so muffig. Auch dieser hier machte keine Ausnahme. Doch auch ein anderer Geruch wehte ebenfalls durch den Keller mit der niedrigen Decke.

Raubtiergestank…

***

So streng, so typisch, wie ihn auch Werwölfe abgaben. Zudem hörte ich die entsprechenden Laute, die den Geruch begleiteten. Es war ein leises, irgendwie abwartendes Knurren. Noch nicht so gefährlich, aber lauernd, und schmatzende Geräusche klangen durch, als würde sich noch ein Ghoul bei dem Werwolf aufhalten.

Alexis Ascot hatte wieder die Führung übernommen. Noch konnte ich nicht in den Keller hineinschauen, weil mir der über uns liegende Treppenabsatz die Sicht verdeckte. Nach drei weiteren Stufen bekam ich einen freien Blick.

Ich sah die Bestie, und ich sah den Käfig, in dem man sie eingesperrt hatte.

Daß es Laura war, erkannte ich an den Stoffetzen ihrer Kleidung, die noch an manchen Stellen des Fells festhingen, als wären sie mit Leim beschmiert worden.

Sie hatte sich tatsächlich in einen gefährlichen Werwolf verwandelt, daran gab es nichts zu rütteln. Eine Tierschnauze, Fell wohin ich schaute, gefährlich leuchtende Raubtieraugen, das alles paßte wunderbar zusammen und auch das laute, jaulende Geräusch, das aus ihrer Kehle drang und schaurig durch den kahlen Keller hallte.

Der Unhold hatte seine Pranken um die Gitterstäbe gelegt. Seine gelb funkelnden Augen waren auf mich gerichtet. Er spürte, daß ein Mensch da war, ein anderer als Alexis, seine Mutter, und wahrscheinlich lechzte er schon danach, mich umbringen zu können.

Er wollte raus.

Plötzlich begannen die Stäbe zu zittern, als die Bestie all ihre Kraft einsetzte, aber sie kam einfach nicht gegen diese stabile Konstruktion an. Sie hielt den Kräften des Werwolfs stand.

Alexis Ascot hatte sich, von mir aus gesehen, rechts neben einem anderen Verschlag aufgebaut. Er war nicht so stabil. Eine aus Holzgattern hergestellte Tür wäre für die Bestie sicherlich kein Problem gewesen. Ich konnte in das zweite Verlies hineinschauen und entdeckte eine Rumpelkammer.

»Da hast du deinen Willen!« knirschte die Frau.

»Es hat auch lange genug gedauert.« Nach diesen Worten zog ich meine Beretta, behielt Alexis im Auge und erkannte plötzlich, daß sie zusammenzuckte und bleich wurde. »Was haben Sie vor, Sinclair?«

»Wer eine Waffe in der Hand hält, will sie auch benutzen.«

»Dann wollen Sie schießen?«

»Genau, und zu Ihrer Information. Das Magazin dieser Beretta enthält geweihte Silberkugeln. Für einen Werwolf sind diese Geschosse absolut tödlich, das wird Ihnen als Mutter einer solchen Bestie sicherlich bekannt sein.«

Trotz der miesen Beleuchtung erkannte ich, daß Alexis Ascot noch

bleicher geworden war. »Das können Sie doch nicht tun!« hauchte sie.
»Was sollte mich daran hindern?«
Sie schwieg, und das war deutlich genug. Wahrscheinlich sah sie ihre Felle davonschwimmen. Sie hatte alles versucht und sogar ihre körperlichen Reize eingesetzt, ohne Erfolg.
Den hatte ich erreicht.
Über den Lauf meiner Beretta schaute ich auf das Käfiggitter. Dahinter sah ich die Bestie. Im Gegensatz zu Alexis Ascot war sie nicht ruhig. Der Werwolf mußte seinem Drang und Trieb einfach folgen.
Er hatte einen Menschen vor sich. Durch das Mondlicht war er auf magische Art und Weise aufgetankt worden, jetzt mußte er dem Drang nachkommen und sich befreien.
Die Stäbe zitterten, als er sich dagegenwarf. Aus seinem Maul strömte ein unheimliches Heulen, das als Todesmelodie den Keller durchströmte.
Er wollte seine Schnauze zwischen zwei Stäbe klemmen. Die beiden Kiefer klappten weit auseinander. Zwischen den Reißzähnen hingen lange Geiferfäden, mir wehte ein widerlicher Gestank aus seinem Maul entgegen. So scharf, so ätzend und anders.
Ich hatte den rechten Arm ausgestreckt. Für einen Moment mußte ich wieder an Laura Ascot denken.
Ich sah sie auf der Straße vor den Reifen meines Bentley liegen. So hilflos, so allein, blaß und erschöpft. Dann verschwand das Bild vor meinem geistigen Auge. Die Realität hatte mich wieder, ich starrte den Werwolf an, der einmal Laura Ascot gewesen war.
Ein Tier mit magischer Kraft, das alles vernichten würde, was sich ihm in den Weg stellte.
Es gab nur eine Lösung – die Kugel!
Für die Mutter aber nicht. Ich hatte Alexis nicht mehr beachtet und auch nicht mit ihrer Kaltblütigkeit gerechnet. Plötzlich stieß sie sich ab. Innerhalb eines Augenblicks überwand sie die Entfernung zu mir und hämmerte gegen meinen Waffenarm.
»Nein, du wirst nicht schießen!« brüllte sie, stieß mir noch ein Knie in die Hüfte, sprang auf den Käfig zu und stellte sich mit ausgebreiteten Armen und Beinen davor.
»Erst mußt du mich killen!« flüsterte sie. »Wenn du eine Kugel abschießen willst, soll sie mich treffen, aber nicht meine Tochter!«
»Sie ist eine Bestie!«
»Neiiinnn!« brüllte Alexis und deutete mit dem Zeigefinger gegen ihre Brust. »Laura ist mein Kind. Nur wenn dieser verdammte Vollmond am Himmel steht und sie der Fluch der alten Zeit trifft, wird sie zur Bestie. Hast du gehört? Nur dann. Ansonsten ist sie völlig normal. Und sie hat auch niemand getötet oder angegriffen. Dafür habe ich gesorgt.« Alexis holte Luft, sie schüttelte dabei den Kopf.

»Ich habe sie unter Kontrolle. Wenn du sie vernichten willst, nur über meine Leiche, Sinclair!«

Nur über meine Leiche! Ich konnte mir vorstellen, daß es kein Bluff war. Gut, ich hatte diese Frau einmal überwältigt, es würde mir auch ein zweitesmal gelingen, aber da waren vier Worte, die mich hatten aufmerksam werden lassen.

Ein Satz nur.

Fluch der alten Zeit!

Unsere Blicke fraßen sich ineinander. Alexis mußte bemerkt haben, daß etwas in mir vorging, denn ein kurzes Lächeln zuckte um ihre Lippen. Es wirkte so, als wollte es mich verhöhnen.

»Was haben Sie gesagt?« fragte ich, ohne den Arm mit der Waffe sinken zu lassen.

»Ich sprach vom Fluch der alten Zeit.«

»Können Sie das näher erklären?«

Ihr Lächeln vertiefte sich. »Bevor die Menschen waren, waren die Wölfe. Kennen Sie den Satz?«

Wußte sie eigentlich, wer ich war? Hatte sie hiermit ihren letzten Trumpf ausgespielt? »Ich habe ihn schon gehört«, gab ich zu.

»Es *ist* der Fluch der alten Zeit.« Sie spreizte den Daumen ab und drückte ihn nach hinten. »Meine Tochter hat er getroffen. Sie hat unter ihm zu leiden…«

»Und Sie nicht?«

»Nein«, erwiderte sie. »Ich nicht. Er überspringt hin und wieder eine Generation.«

»Bisher habe ich alles verstanden. Nur muß Ihre Tochter einen Vater gehabt haben. Wer war Ihr Mann, Alexis?«

»Ein Ascot.«

»Das es kein Miller war, damit habe ich fest gerechnet. War er ein Mensch, oder haben Sie sich mit einem Wolf eingelassen.«

»Das brauchte ich nicht. Die Ascots sind Menschen. Sie sorgen sich um ihre Familie und den Clan.«

»Der Sie allein gelassen hat.«

»Das stimmt nicht. Auch die Ascots sind mit dem Fluch der alten Zeit beladen. Ich habe es erlebt, Sinclair. Mein Mann ist normal, wenigstens so lange, bis wir Vollmond haben. Dann aber garantiere ich für nichts. Dabei ist Laura noch harmlos.«

»Dann käme ich also in den Genuß, ihn kennenzulernen?« erkundigte ich mich.

»Ob es ein Genuß ist, kann ich ihnen nicht versprechen.« Sie ließ die Arme sinken. »Sinclair, wir stehen auf verschiedenen Seiten, aber irgendwie habe ich einen Narren an Ihnen gefressen, obwohl Sie die Frechheit besaßen, mich zurückzuweisen. Das hat noch keiner getan, ich will Sie trotzdem warnen. Die Nacht ist noch jung. Bis zum frühen

Morgen haben wir Zeit. Man kann in einigen Stunden viel schaffen. Und Sie haben sich einen Zeitpunkt für Ihren Besuch ausgesucht, wie er ungünstiger nicht sein konnte. Eigentlich sind Sie schon tot.«

»Ach…«

»Ja, Sie können es nicht schaffen. Niemand kommt gegen den Fluch der alten Zeit an. Auch sie nicht. Ich weiß, wer Sie sind. Sie haben manchem Schwarzblütler die Hölle heiß gemacht, und ich weiß auch, daß eine Werwölfin namens Lupina im Mahlstrom der Zeiten verschollen ist und dort verzweifelt auf ihre Rückkehr wartet und darauf hofft, daß sich Fenris, der Götterwolf, ihr gegenüber gnädig erweist. Aber er konnte nicht vergessen. Vielleicht wird er sie irgendwann einmal freilassen, doch im Prinzip kümmert er sich um andere Dinge. Bevor es Menschen gab, waren die Wölfe. Daran hat sich Fenris erinnert. Er hat seine Fäden gezogen, er weiß genau, daß die Wölfe stark sind und noch weiter erstarken können…«

»Was hat er vor?«

»Ich weiß nicht, denn ich bin nur geduldet.« Sie blieb nicht mehr stehen. Ohne auf meine Waffe zu achten, kam sie näher. Hinter ihrem Rücken tobte Laura. Sie rüttelte mit den Pranken an den Eisenstäben. Sie wollte raus, das war ihr ohne fremde Hilfe nicht möglich.

»Schade, Sinclair. Ich mochte dich.« Sie nickte, und mir gefiel es überhaupt nicht, daß ich in ihren Augen schon tot war.

Was machte sie so sicher? Bestimmt hätte sie es mir nicht gesagt, deshalb stellte ich auch keine diesbezüglichen Fragen, griff aber wieder ein anderes Thema auf.

»Und Sie sind nach wie vor davon überzeugt, daß ich die Bestie nicht töten werde?«

»Überzeugt nicht«, erwiderte sie glatt. »Sie würden sich nur mehr Ihr eigenes Grab schaufeln. Es gibt Dinge, Sinclair, an denen sollten auch Sie nicht rütteln. Sie haben sich weit vorgewagt. Ob Zufall oder nicht, aber hier haben Sie sich in ein Spiel eingekauft, das für Sie nicht nur eine, sondern gleich mehrere Nummern zu groß ist.«

»Denken Sie dabei an Fenris? Oder an Lupina?«

»Nein, die lasse ich mal weg. Es gibt andere Dinge, größere Pläne, die wir durchführen müssen, obwohl sie mir auch nicht immer passen. Aber der Fluch der alten Zeit verlangt es. Auch ich als Mensch kann dagegen nicht an.« Den letzten Satz hatte sie sogar ein wenig traurig ausgesprochen, so daß ich nicht umhin kam, die Frau mit anderen Augen anzusehen.

Möglicherweise litt sie unter der schrecklichen Doppelbelastung.

Es ist nicht jedermanns Sache, eine Werwölfin als Tochter zu haben.

So etwas ist kaum vorstellbar, aber Alexis Ascot mußte damit leben.

»Wie lange wollen Sie das mit Ihrer Tochter noch durchhalten?« erkundigte ich mich.

Sie schaute mich lange an. »Bis zu meinem Ende«, erwiderte sie flüsternd.

»Vielleicht werden Sie früher sterben. Dann ist niemand mehr da, der die Bestie beschützt.«

»Damit rechne ich. Dennoch wird sie nicht ohne Schutz bleiben. Man soll den Fluch der alten Zeit nicht nur als Bürde ansehen.« Sie schaute auf die Uhr, erschrak dabei und sagte leise, aber auch deutlich und scharf: »Gehen Sie, Mr. Sinclair. Verschwinden Sie von hier! Es ist besser für Sie. Jetzt sofort.«

»Und dann?« fragte ich.

»Vergessen Sie einfach, daß es mich und meine Tochter gegeben hat. Es ist für uns alle am besten.«

Bedächtig schüttelte ich den Kopf. »Tut mir leid, das kann ich nicht. Sie wissen wahrscheinlich, wer ich bin und welch einen Beruf ich habe. So etwas kann und darf ich nicht vergessen. Ich weiß, daß in diesem Haus eine permanente Gefahr lebt…«

»Die ich unter Kontrolle habe!« fiel sie mir ins Wort.

»Heute ja, vielleicht auch morgen und übermorgen. Aber was ist mit den folgenden Wochen und Jahren? Glauben Sie eigentlich, daß die Kontrolle über Ihre Tochter immer so bleibt?«

Sie hörte meine Worte zwar, schien sie jedoch nicht wahrzunehmen, denn sie hatte den Kopf schief gelegt, schaute an mir vorbei und peilte die Treppe hoch.

»Was haben Sie?«

Alexis Ascot schüttelte den Kopf. »Zu spät. Es ist alles zu spät. Sie werden es nicht mehr schaffen.«

»Wieso?«

»Tut mir leid. Sie hätten auf mich hören sollen.«

Ich warf ihr noch einen scharfen Blick zu und drehte mich um.

Seitwärts ging ich in Richtung Treppe, hielt mich dabei dicht an der Wand und zögerte noch, die Stufen nach oben zu gehen. Der Blick dieser Frau hatte mich mißtrauisch gemacht. Dort mußte sich irgend etwas verändert haben, von dem ich nichts mitbekommen hatte.

Jetzt ärgerte ich mich, daß das Licht im Keller nicht doch so gut war, daß es auch über die Treppe flutete. Bis zur Kellertür konnte ich schauen und sah sie geschlossen.

War sie das auch schon bei unserem Gang nach unten gewesen?

Hatte Alexis zugezogen?

Auf diese Fragen wußte ich keine Antworten. Daß ich hier unten stehenblieb, nutzte auch nichts. Wenn ich erfahren wollte, ob man mir die Wahrheit gesagt hatte, mußte ich hoch.

Ich warf noch einen letzten Blick zurück. Alexis Ascot stand zwischen Käfig und Treppe. Ihr Gesicht lag zum Teil im Schatten. Die andere Hälfte wirkte blaß. Ihr Auge zeigte einen gespannten Ausdruck. Ich

hatte das Gefühl, daß sie längst Bescheid wußte, nur ich war noch immer ahnungslos. Vielleicht rührte sich aus diesen Gründen auch die Werwölfin nicht. Sie stand bewegungslos am Gitter, beide Pranken um die Stäbe gelegt, das Maul geöffnet und darauf wartend, daß etwas passierte.

Mutter und Tochter rührten sich nicht von der Stelle. Man überließ mir die Initiative.

Ich hatte einmal in den sauren Apfel gebissen. Zurück konnte ich nicht mehr, deshalb stieg ich die Stufen hoch und wurde dabei von der zurückbleibenden Frau genau beobachtet.

Weit brauchte ich nicht zu gehen. Schon sehr bald hatte ich die Tür erreicht und stieß sie auf.

Gleichzeitig, als die Tür nach außen schwang, zog ich meine Beretta hervor, richtete die Mündung in den dunklen Flur und sah mehr Schatten als Helligkeit, denn die Lampe leuchtete ein Stück entfernt.

Im Türrechteck verhielt ich meinen Schritt. Etwas machte mich mißtrauisch. An den Raubtiergeruch hatte ich mich mittlerweile gewöhnt. Was mich wunderte, war eigentlich die Intensität des Geruchs, der sich auch hier oben ausgebreitet hatte. Ich konnte ihn sogarschmecken.

Nein, das war bei meinem Gang in den Keller anders gewesen. Da hatte es nicht so gerochen, wenigstens nicht so stark.

Niemand griff mich an. Leer lag der schmale Flur vor mir. Weit konnte ich ihn wegen der herrschenden Lichtverhältnisse nicht hineinschauen. Ich sah die Umrisse der Küchentür.

Zur Hälfte stand sie offen.

Hatte ich sie offen gelassen? Genau wußte ich es nicht, bewegte mich vor und kam auch an der nach oben laufenden Treppe vorbei.

Blitzschnell drehte ich den Kopf nach rechts.

Nichts…

Nur die Düsternis erfüllte das Treppenhaus. Ich spürte dennoch das Kribbeln in den Fingerspitzen. Es signalisierte Gefahr. Auch die Haut in meinem Nacken spannte sich. Alexis Ascot hatte sich verdammt sicher gegeben. Ohne Grund tat sie so etwas bestimmt nicht.

Ich ging in die Küche.

Der erste Schritt, der zweite…

Da hörte ich hinter mir das Poltern. Dem Klang nach zu urteilen, mußte es auf der Treppe aufgeklungen sein. Ich fuhr herum, die Waffe machte diese Bewegung mit, und ich sah auch den Schatten ungefähr auf der Hälfte der Stufen.

Mensch oder Bestie?

Diese Frage schoß mir durch den Kopf. Leider konnte ich keine Antwort darauf finden, denn mit einer rasenden Geschwindigkeit flog mir die Küchentür entgegen.

Den linken Arm bekam ich angewinkelt noch soeben hoch. Das war auch alles, mehr schaffte ich nicht. Der Aufschlag traf mich hart, katapultierte mich zurück, hinein in den Flur, wo ich die Übersicht verlor.

Das nutzte der Gegner auf der Treppe aus.

Wie ein Pfeil war er plötzlich über das Geländer hinweggehechtet und jagte auf mich zu…

Es war leider nicht nur der eine, der ich so kalt erwischen wollte, auch aus der Küche huschte ein Gegner.

Dabei vernahm ich das Klatschen der Tatzen auf dem blanken Boden, und ich wußte, daß ich es nicht mit Menschen zu tun hatte.

Es waren Wölfe!

Hatte die Frau nicht von einem Clan gesprochen? Einer Werwolf-Familie gewissermaßen?

Sie waren es, ich hörte ihr wildes Fauchen, sie waren bei mir, ich rollte mich herum, weil ich ihren mörderischen Tatzen entgehen wollte, wurde aber genau am rechten Arm erwischt. Der Prankenschlag hätte fast das dicke Leder der Jacke aufgerissen.

Ich feuerte ins Dunkel hinein, sah im kurzen Aufflammen des Mündungslichts eine offene Schnauze, die so schnell zurückzuckte, daß mein Geschoß fehlte.

Das Haus war zu einer verdammten Falle geworden. Wie viele Gegner auf mich lauerten, konnte ich nicht sagen, jedenfalls war ich innerhalb der Wände nicht so bewegungsfähig, wie ich es mir gern vorgestellt hatte.

Als ich in die Höhe schnellte, wurde es dunkel. Jemand hatte die Lampe ausgeschaltet.

Ich huschte auf die Tür zu. Sicher würden sich mir meine Gegner in den Weg stellen, ich hörte ihr Fauchen, sah auch einen zurückweichenden Schatten, kam aber bis zum Ausgang durch.

Wuchtig riß ich die Tür auf. Die kühle Nachtluft fuhr gegen mich, ich konnte wieder Luft holen – und erwischte den Treffer.

Im toten Winkel mußte jemand gelauert haben. Und der besaß einen harten Gegenstand.

In meinem Nacken explodierten drei Sterne auf einmal.

Der Boden raste auf mich zu. Irgendwie spürte ich auch den Aufprall, aber das lag so unendlich weit zurück…

***

Alexis Ascot wurde von ihren Gefühlen überwältigt. Sie war hin-und hergerissen, denn als Mensch befand sie sich gewissermaßen zwischen zwei Welten.

Normalerweise mußte sie sich auf die Seite der Menschen stellen, da sie selbst eine normale Frau war, die leider eine Werwölfin als Tochter

hatte. Sie hatte ja selbst nicht gewußt, daß ihr Mann sich so entwickelte. Sie hatte ihn völlig normal kennengelernt, er war ein Mensch wie alle anderen.

Bei Vollmond allerdings war er zum Werwolf geworden. Alexis befand sich damals schon in anderen Umständen. Und sie litt entsetzlich. Trotzdem trug sie das Kind aus.

Es wuchs heran, völlig normal, wie auch die anderen Kinder, aber als Teenager war der Fluch der alten Zeit wieder vollends zum Durchbruch gekommen. Vielleicht hatte die Pubertät daran die Schuld getragen. Laura verwandelte sich zum erstenmal in einen Werwolf.

Alexis konnte die Nacht nie vergessen, in der so etwas geschehen war. Sie selbst hatte ebenfalls getobt, geheult und gefleht und nichts daran ändern können, denn sie wußte ja bereits von ihrem Mann, daß man mit einem derartigen Fluch leben konnte.

Alexis gewöhnte sich an alles. Zum Glück wohnten sie in dem einsam stehenden Haus, das ihr Mann von der Bahn gemietet hatte.

Er arbeitete bei der Eisenbahn im Außendienst. Welchen Job er da genau übernommen hatte, wußte Alexis nicht. Darüber hatte er nie mit ihr gesprochen. Sie fragte auch nicht danach. Im Prinzip war ihr Gerald gleichgültig geworden, ihr ging es um Laura.

Soweit man dies sagen konnte, wuchs sie normal heran. Schlimm war nur die Vollmondwoche, und Laura wurde ein hübsches Mädchen, dem fast alle jungen Männer nachschauten.

Einen intimen Freund aber durfte sie einfach nicht haben. Laura war schlau genug, dies auch einzusehen.

Alexis Ascot war auch klargeworden, daß der Clan etwas vorhatte. In der letzten Zeit hatten die vier Ascot-Brüder oft zusammengehockt und nächtelang Besprechungen gehalten. Manchmal war auch Laura zu ihnen gestoßen. Dagegen hatten sie nichts gehabt, nur mußte sich Alexis zurückhalten.

Und jetzt war dieser Fremde gekommen. Ein Mann, dessen Name unter Schwarzblütlern inzwischen wohlbekannt, aber auch gefürchtet war. Selbst Alexis, die nicht zu den Werwölfen zählte, hatte von ihm gewußt.

John Sinclair!

Ihre Augen funkelten, als sie an ihn dachte. Er war ein Typ, der sie anmachte. Mit ihrem eigenen Gatten hatte sie längst innerlich gebrochen. Zwischen den beiden spielte sich nichts mehr ab, und dabei war Alexis ein Vollblutweib.

Sie hatte Sinclair aus dem Haus haben oder ihn zumindest ablenken wollen, doch dieser Geisterjäger hatte sich auf eine verdammte Art und Weise standhaft gezeigt, und Alexis begann inzwischen, an ihren Qualitäten als Frau zu zweifeln.

Vielleicht hätte er die Warnung so nehmen sollen, wie sie gesprochen

waren. Auch darum hatte er sich nicht gekümmert. Sein verdammtes Pech, die anderen aus dem Clan lauerten längst im Haus und hatten ihn überwältigt.

Alexis war im Keller geblieben. Sie wollte nicht dabei sein und zuschauen, wie der Mann fertiggemacht wurde, wobei sie sich fragte, auf welche Art und Weise Sinclair fertig gemacht werden sollte.

Werwölfe besaßen da ihre spezielle Art und Weise, Menschen zu töten. Sie bissen sie tot oder rissen sie mit ihren Pranken so auf, daß die Opfer ausbluteten.

Dieses Schicksal würde auch John Sinclair bevorstehen.

Ihre Tochter hockte noch immer im Käfig. Sie war unruhigergeworden. Die Pranken, mit denen sie die Eisenstangen umklammert hielt, zitterten, und das Zittern übertrug sich auf den Käfig selbst, so daß rappelnde Geräusche entstanden.

Hinzu kam das drohende Knurren. Leise, dennoch gefährlich drang es aus dem Maul. Der Geifer hatte sich gesammelt und quoll über die untere Kieferhälfte, wobei er naß und seifig über die Außenhaut des Fells rann.

Alexis drehte sich um. Zwei verschiedene Augenpaare schauten sie an. Das eine dunkel, Mensch, das andere gelb, gefährlich und auch tückisch. Die Bestie war erregt. Sie zitterte. Nur mehr Kleiderfetzen erinnerten daran, daß die Werwölfin einmal ein Mensch gewesen war.

»Ich weiß, was du denkst«, flüsterte Alexis. »Ich weiß es ganz genau. Ich werde es dir sagen. Sie haben ihn erwischt. Du kannst dich freuen. Deine Verwandtschaft hat ihn erwischt. Was sie mit ihm anstellen werden, weiß ich nicht…«

Sie winkte ab. Es hat im Prinzip keinen Sinn, mit der Bestie zu reden. Sie wußte nicht einmal, ob Laura sie auch verstand. Normal antworten konnte sie jedenfalls nicht. Es gelang keinem Werwolf, mit menschlicher Stimme zu sprechen.

Sie wandte sich wieder der Treppe zu und lauschte den von obenherabdringenden Geräuschen. Vorhin hatte sie einen Schuß gehört.

Ob Sinclair einen aus dem Clan getroffen hatte, war ihr nicht bekannt. Direkt daran glauben wollte sie nicht.

Aus den Geräuschen konnte sie leider nicht entnehmen, was sich im Flur abspielte. Hin und wieder hörte sie das Tappen der Füße, mal ein unheimlich klingendes Knurren und auch heiser ausgestoßene Laute, die sie auch des öfteren bei ihrer Tochter nach der Verwandlung zur Bestie vernommen hatte.

Die Werwölfe machten es hart. Sie hatten ihr Opfer, aber sie wollten es nicht im Flur erledigen. Genau dort, wo sich am Ende der Treppe das Türrechteck abzeichnete, sah sie die Umrisse der Gestalten. Sie bewegten sich hektisch, und im nächsten Augenblick rollte ein Körper

die Treppe herab.

Es war Sinclair!

Er überschlug sich einige Male, es dröhnte immer wieder, wenn er aufschlug. Weder Arme noch Beine hatte er unter Kontrolle. Sie schlugen ebenfalls unkontrolliert auf.

Als der bewußtlose Geisterjäger die Treppe hinter sich gelassen hatte, wurde er von einem Fuß gestoppt. Alexis hatte ihr Bein vorgestellt. Sinclair war auf den Rücken gefallen. Ob er sich etwas gebrochen hatte, war nicht festzustellen, jedenfalls machte John Sinclair den Eindruck, als würde er sich vor Ablauf der nächsten Stunde nicht mehr erheben. Alexis empfand so etwas wie Bedauern. Sie bückte sich und zog den Körper zur Seite, damit er den Weg nicht versperrte.

Als sie ihn über den Boden schleifte, hörte sie schon die Reaktion ihrer Tochter.

Laura war unruhig geworden. Sie befand sich im Käfig, sie knurrte böse, hatte das Maul geöffnet und rüttelte abermals an den harten Stäben, ohne eine Chance zu haben, sie auseinanderbiegen zu können.

Aber sie wollte das Opfer.

Der Blick ihrer Raubtieraugen war starr auf den Bewußtlosen gerichtet. Das Funkeln hatte sich noch verstärkt. Manchmal drangen sogar pfeifende Laute aus ihrem Maul, aber sie traf keinerlei Anstalten, noch wilder zu werden. Vielleicht erkannte sie auch, daß ihr dieser Mann sowieso sicher war.

Kaum hatte Alexis Ascot den Bewußtlosen in Sicherheit gebracht, als sie die Schritte auf der Treppe hörte.

Den Geräuschen nach zu urteilen, kam der Clan.

Vier Bestien waren es.

Viermal Ascot…

Zum ersten Gerald, ihr Mann. Dann seine drei Brüder. Mit Vornamen hießen sie Wayne, Herbert und Rudy. Sie hatte der Fluch voll getroffen.

Gerald führte sie an.

Er sah scheußlich aus. Seine dunkelblaue Hose trug er sogar noch.

Aus dem Bund ragte der fellbedeckte Körper mit dem schrecklichen Kopf und dem weit vorgeschobenen Maul, vor dem man als Mensch eine fürchterliche Angst bekommen konnte.

Er hatte es aufgeklappt. Seine hellen Zähne blitzten. Zwischen den beiden Gebißhälften sprudelte der gelblich weiße Geifer, und auch die anderen drei sahen ähnlich aus. Man hätte sie kaum unterscheiden können. Selbst Alexis, die quasi mit ihnen zusammenlebte, fiel es schwer, zudem gab sie sich auch kaum Mühe, dies zu lernen.

Gerald trug die Beretta, die Sinclair gehörte. Er hatte auch als erster die Treppe hinter sich gelassen, schaute die Pistole an, als würde er sich davor ekeln, und schleuderte sie dann fort. Die Waffe schlidderte

über den Boden, rutschte in die Ecke, schlug dort gegen die Wand und blieb liegen.

Die Bestien brauchten sie nicht. Sie konnten sich anders wehren, aber Alexis war ein Mensch. Und Menschen liebten Waffen. Zudem dachte sie daran, daß es besser war, wenn sie bewaffnet war.

Deshalb ging sie hin und nahm die Beretta auf.

Niemand hinderte sie daran, die Werwölfe hatten sich im Keller verteilt und umstanden den am Boden liegenden John Sinclair.

Ihre Blicke waren dementsprechend. Gnadenlos, kalt, grausam.

Wahrscheinlich dachten sie darüber nach, wie sie ihr Opfer am Besten killen sollten.

Jeder wollte etwas haben, und die aufgerissenen Schnauzen zeigten Alexis an, daß die anderen nur darauf warteten, die Zähne in den Hals schlagen zu können.

Das konnte ihr eigentlich egal sein.

Und doch war es ihr nicht egal. Sie wußte auch nicht wieso, aber sie hatte an diesem Geisterjäger irgendwie einen Narren gefressen.

Zudem hätte er Laura töten können.

Er hatte es nicht getan und auch sie verschont. Was mußte das für ein Mensch sein!

Sie kam langsam näher. Wahrscheinlich wußte niemand aus dem Clan, womit die Waffe geladen war. Zudem hütete Alexis sich, von den geweihten Silberkugeln zu sprechen.

Ausgerechnet ihr Mann war es, der den Anfang machte. Der Werwölfbückte sich, seine Pranken bekamen den Arm des Geisterjägers zu fassen und rissen den Mann in die Höhe.

Er war noch immer bewußtlos, sein Körper hing durch, und Alexis konnte auch einen kurzen Blick auf sein bleiches Gesicht werfen, aus dessen Zügen das Leben verschwunden war.

Die Brüder ihres Mannes handelten auch, sie wollten Gerald nicht allein das Opfer überlassen, und plötzlich schwebte der Geisterjäger, der von ihnen auf die Füße gestellt worden war und festgehalten wurde, in höchster Lebensgefahr.

Alexis überlegte.

Sie stand da und besaß die Waffe. Im Käfig tobte Laura, weil sie auch an das Opfer wollte.

Geweihte Silberkugeln befanden sich im Magazin. Einmal hatte Sinclair geschossen. Wenn es nur mehr mit sechs Kugeln gefüllt war, reichten die fünf immer noch aus, um die Brut zu töten.

Dann aber hätte Alexis auch ihre eigene Tochter und ihren Ehemann umbringen müssen.

Konnte sie das?

Verzweifelt dachte sie darüber nach, und ebenso verzweifelt suchte sie nach einem anderen Ausweg aus dieser Misere.

Gab es den noch?

»Laßt es!« Alexis Ascot erschrak selbst über ihre Stimme darüber, daß sie sich überhaupt getraut hatte, die Bestien anzusprechen.

Sie wußte, daß die Werwölfe sie verstehen konnten, während sie selbst nicht redeten und nur die tierischen Keuch- oder Grunzlaute ausstießen.

Ihr Mann drehte sich um. Alexis sah direkt in sein Gesicht mit der weit vorgeschobenen Schnauze, das so gräßlich und furchtbar wirkte. Plötzlich fürchtete sie sich vor ihm, sagte aber nichts und überließ ihm die Reaktion.

Er kam vor. Seine Bewegungen waren gleitend und geschmeidig.

Für einen Moment hatte die Frau das Gefühl, als wollte ihr eigener Mann sie anspringen und zerfetzen, aber er hielt sich zum Glück zurück.

»Er gehört ihr!« In Sekundenschnelle war ein Plan in Alexis' Kopf entstanden.

Gerald blieb stehen. Strenger Raubtiergeruch wehte der Frau entgegen. So dicht hielt er sich vor ihr auf.

»Ja, er gehört ihr!« wiederholte Alexis und deutete dabei auf den Käfig. »Laura hat ältere Rechte. Außerdem wollt ihr in der Nacht noch etwas tun. Hast du das vergessen? Ihr dürft keine Zeit mehr verlieren.«

Die Worte der Frau hatten nicht nur ihren Mann aufgeschreckt, auch dessen Brüder. Sie kümmerten sich nicht mehr um den Geisterjäger und ließen ihn los.

Sinclair sackte zusammen. Er faltete sich praktisch auf dem Boden aus, und der Kopf fiel zur Seite, aber er mußte eine bombige Kondition haben, denn Alexis erkannte, daß sich seine Augendeckel bewegten und er sogar in ihre Richtung schaute. Ob er seine Lage dabei erkannt hatte, war nicht festzustellen gewesen.

Die dunkelhaarige Frau nickte. »Ja«, wiederholte sie noch einmal.

»Er gehört ihr. Sie hat ihn angeschleppt, und sie hat auch ein Anrecht darauf, ihn zu töten.«

Die vier überlegten.

Alexis zitterte innerlich. Sie wußte zwar, daß sie mit ihrem Vorschlag nicht das Leben des Geisterjägers gerettet hatte, aber er würde eine hauchdünne Chance bekommen, falls es klappte, denn ihr Plan ging noch ein kleines Stück weiter.

Gerald schaute sie starr an.

»Einverstanden?« fragte Alexis, wobei sie Mühe hatte, ein Zittern in der Stimme zu unterdrücken. Zudem bewegte sie sich schon auf die Zellentür zu und erschrak sogar über ihren eigenen Mut.

Niemand hielt sie auf, auch dann nicht, als sie den Schlüssel hervorholte, ihn ins Schloß steckte, aber noch nicht herumdrehte. Sie wollte erst abwarten.

Die Werwölfe hatten sich noch nicht entschieden. Sie standen um das Opfer herum. Sie wußten auch, daß ihnen die Zeit im Nacken saß. Zudem gehörte Laura einfach zu der Gruppe. Nie würden sie ihr etwas Böses antun oder einen Wunsch abschlagen, denn sie sollte die Nachfolge des Ascot-Clans garantieren.

»Nun?«

Gerald übernahm die Antwort. Aus seinem Maul drang eine Mischung aus Knurren und Heulen, bevor er sich abdrehte und auf die Treppe zuging.

Alexis fiel ein Stein vom Herzen, denn diese Reaktion war gleichzeitig ein Zeichen für die anderen, ebenfalls auf diese Art und Weise zu handeln.

Sie folgten der Bestie. Schon bald standen die vier auf der Treppe, wo sie sich noch einmal umschauten und drohend zurücksahen.

Alexis las das Versprechen in ihren Augen. Wenn sie einen Fehler gemacht hatte, würden ihr die Wölfe dies nicht verzeihen. Wenn sie allerdings merkten, daß sie geleimt worden waren, würden sie auch auf die Frau keinerlei Rücksicht nehmen und sie töten.

Noch hatte Alexis Zeit, einen Rückzieher zu machen. Sie überlegte auch, blickte die Wölfe an, danach auf den Geisterjäger und sagte:

»Ich schaffe ihn jetzt in den Käfig. Geht ihr!«

Sie gingen tatsächlich. Vielleicht hätten sie es nicht getan, hätte die Zeit nicht gedrängt. So aber ließen sie die Treppe hinter sich und verschwanden im Flur.

Alexis atmete auf. Sie war selbst überrascht, daß sie es geschafft hatte, nur war es nicht sicher, ob sie Sinclair damit auch rettete. Sie mußte ihr Versprechen einfach halten. Wenn sie Sinclair nicht in den Käfig steckte, würden die anderen es merken, da die Mitglieder des Clans untereinander in telepathischer Verbindung standen.

Alexis wartete noch. Sie rührte sich erst, als sie oben die Haustür schlagen hörte.

Jetzt waren sie gegangen, um ihren Plan durchzuführen. Wenn er klappte, erzitterte England…

***

Aus dem Käfig hörte sie das Knurren. Auch Laura hatte mittlerweile mitbekommen, was geschehen sollte, und sie konnte es kaum erwarten. Die Werwölfin war unruhig. Zwar hielt sie nach wie vor die Stäbe umklammert, dafür bewegte sie die Füße. Beide stampften auf und nieder, und es klatschte jedesmal, wenn ein Fuß den Boden berührte.

Alexis hatte die Pistole weggesteckt. Mit vorsichtigen Schritten näherte sie sich dem Geisterjäger. Sinclair lag bewegungslos am Boden. Sogar die Augen hielt er geschlossen. Alexis hoffte nur, sich

nicht getäuscht zu haben. Wenn Sinclair noch im Land der Träume lag, gab es keine Chance für ihn.

Ihrem Plan nach war seine Chance zwar nur hauchdünn, aber nicht umsonst nannte man ihn den Geisterjäger. Er sollte ja schon vieles geschafft haben.

Die Frau bückte sich und schob ihre Hände unter seine Achselhöhlen. Der Körper war schwer. Tragen konnte sie ihn nicht, deshalb schleifte sie ihn über den schmutzigen Stein auf den Käfig zu, in dessen Schloß der Schlüssel steckte.

Laura beobachtete die beiden. Sie war nicht mehr so ruhig. Nervös bewegte sie den Kopf. Die Bestie wußte ja, was man vorhatte, und wenn sie ihrem Trieb gehorchte, würde sie sich über den Mann stürzen wieeine Wahnsinnige.

»Geh zurück!« forderte Alexis ihre entartete Tochter auf. »Bis an die hintere Wand!«

Die Werwölfin zögerte einen Moment, erkannte die Entschlossenheitin den Augen der Frau und gehorchte. Ihre Schritte waren zögernd, nie ließ sie das Opfer aus dem Blick.

Alexis hatte John Sinclair so hingesetzt, daß er seinen Rücken gegen die Stäbe drücken konnte. In dieser Haltung blieb er auch, als die Frau den Schlüssel zweimal umdrehte.

Jetzt war der Käfig offen. Sie brauchte nur mehr die Tür aufzuziehen und Sinclair hineinzuschieben.

Noch einmal schaute sie ihn an.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Er bewegte die Augen, war also erwacht und schaute sie auch an.

Alexis' Blick glänzte. Sie gestand sich ein, selbst irgendwie verrückt zu sein, denn sie wollte dem Kampf zwischen dem Menschen und der Bestie zusehen. Möglicherweise diktierte auch dieser lang gehegte Wunsch ihr Handeln und das Mitleid um den Menschen Sinclair.

Die eisernen Angeln quietschten, als sie die Tür aufzog, aber der Werwolf blieb, wo er war. Er hatte alles genau verstanden. Seine Chance würde sie vergrößern, auch wenn er jetzt nichts tat.

Wieder bückte sich die Frau und packte den Geisterjäger. »Es liegt jetzt an dir!« flüsterte sie, »ob du es schaffst oder nicht. Ich biete dir eine einmalige Chance. Mal sehen, ob du es schaffst.« Sie lachte leise, während sie ihn weiterschleifte und sich ebenfalls in die Zelle drückte, die mit drei Personen so gut wie voll war.

Alexis warf Sinclair in die Ecke. »Da bleibst du liegen«, sagte sie, verließ die Zelle und schloß ab.

Für einen Moment hielt sie den Schlüssel in der Hand. Sie schaute ihn an und zögerte, ob sie es tatsächlich wagen sollte. »Okay«, flüsterte sie, »ich gebe dir eine allerletzte Chance.« Sie legte den Schlüssel auf die flache Hand und schleuderte ihn, zwischen zwei

Stäben hindurch, in die Zelle.
Zielen konnte sie gut, denn der Schlüssel landete auf Sinclairs Leib.
»Und jetzt viel Spaß«, sagte sie rauh, trat zurück und wartete auf den Kampf…

***

Die vier Bestien hatten das Haus verlassen. Sie wußten genau, daß die Zeit knapp geworden war, da sie mit dem Zwischenfall im Keller nicht gerechnet hatten.
Jetzt in der Kälte der Nacht fühlten sie sich wohler, und wieder war es Gerald, der die Richtung angab. Er streckte seinen Arm aus und deutete nach Nordwesten.
Da müßten sie hin!
Und sie gingen.
Vier Monster, eines schrecklicher als das andere. Blutgierig und gefährlich, auf der Jagd nach Menschen und dabei einen ganzbestimmten Plan verfolgend.
Zwar stand der Vollmond am Himmel, aber der Wind hatte die Wolken so getrieben, daß sein fahles Licht kaum noch zu sehen war.
Die Werwölfe interessierte das nicht. Sie hatten ihre Verwandlung hinter sich, der Mond hatte ihnen die entsprechende Kraft gespendet, und sie würden weitermachen.
Sie bildeten eine Kette. Geduckt liefen sie voran, da von ihnen so wenig wie möglich zu sehen sein sollte. Um diese Zeit lief zwar kaum ein Mensch über das flache Gelände, aber man konnte nie wissen. Der Zufall war nicht auszuschließen.
Gegen den Wind stemmten sie sich. Er fuhr durch ihr Fell, bewegte es, so daß es wirkte, als würden dunkle Wellen über die Körper der Bestien laufen.
Sehr weit war es nicht bis zu ihrem Ziel. Vielleicht eine Meile, dann hatten sie es erreicht.
Ihr Gang wurde manchmal stampfend. Hin und wieder wehten auch rauhe Laute aus ihren geöffneten Schnauzen. Heultöne vermieden sie, die hätten gehört werden können.
Die Blicke ihrer gelben Raubtieraugen richteten sich dorthin, wo auch das Ziel lag. Am Tage hätten sie es schon längst sehen müssen, in der Nacht jedoch waren die Trasse und der Bahndamm erst sehr spät zu sehen. Sie mußten schon fast davor sein.
Und sie liefen schneller.
Die Zeit war ihnen knapp geworden. Das wußten sie, obwohl sie keine Uhren besaßen, auf die sie schauen konnten. So etwas sagte ihnen ihr Gefühl.
Manchmal wirkte es grotesk, wenn sie sich mit langen Sätzen voranbewegten. Oft rissen Ihre Krallen auch den Boden auf, so daß

ganze Grassoden in die Höhe flogen und ihren Weg nachzeichneten.

Und dann sahen sie den Bahndamm.

Wie ein langer waagerecht laufender Schatten ohne Anfang und Ende durchschnitt er das Gelände in einer gleichbleibenden Höhe.

Die Strecke war eingleisig, sie wurde auch vom normalen Zugverkehr so gut wienicht benutzt.

Wenn ein Zug hier fuhr, waren es zumeist Sonderfahrten irgendwelcher hochgestellter Persönlichkeit oder auch Transporte, die heimlich durchgeführt werden mußten.

Dies alles wußten die Bestien. Schließlich besaß Gerald bei der Bahn eine Vertrauensstelle. Nur wußte niemand der Vorgesetzten etwas von seinem Doppelleben.

Das war sein großes Plus!

Gerald hatte die Spitze übernommen. Die anderen blieben weiter zurück, und er erreichte auch als erster den Bahndamm, der schräg vor ihm in die Höhe führte und mit einem dichten Grasteppich bewachsen war.

Der Untergrund war feucht. Deshalb sah sich der Werwolf gezwungen, seine Füße in den Boden zu hacken, um nicht abzurutschen. Er überwand das Hindernis mit langen Schritten, erreichte die Trasse und richtete sich dort zu seiner vollen Größe auf.

Für einen Moment blieb er stehen und schaute am Gleis entlang in die Richtung, aus der der Zug kommen mußte. Gerald schüttelte sich plötzlich, als hätte jemand Wasser über ihn gegossen.

Danach ging er in die Knie.

Seine Artgenossen sah er nicht, er hörte sie. Ihr Keuchen und Knurren erreichte seine Ohren. Sie kletterten geschickt den schrägen Böschungshang hoch, blieben ebenfalls an dem Gleis stehen und schauten nach vorn.

Gerald Ascot aber hatte sich gebückt und ein Ohr auf die Schiene gelegt. Auf diese Weise konnte er rechtzeitig erfahren, ob sich der Zug näherte.

Als Gerald sich erhob, funkelten seine Augen noch stärker. Der Wind fuhr gegen die vier aufrecht stehenden Wölfe, die ein unheimliches Bild abgaben, als sie auf dem Gleis standen.

Und sie sahen Geralds Nicken. Er hatte also etwas gehört.

Der Zug kam…

Auch für Werwölfe war es nicht einfach, einen fahrenden Zug anzuhalten. Deshalb hatten sie sich einen Trick ausgedacht. In der Nähe stand ein Signal.

Freie Fahrt bedeutete es!

Normalerweise wurde es elektrisch umgestellt, aber man konnte es auch mit der Hand bedienen. Das hatte sich Gerald vorgenommen. Er lief hin, schaute sich das Signal an, suchte den entsprechenden Hebel

und fand ihn sicher.
Dann stellte er es um. *Stopp!*
Vielleicht sollte das Fauchen ein triumphierendes Lachen sein, das erklang, als er sich wieder auf den Weg zu seinen drei Brüdern machte. Was sie tun konnten, hatten sie getan.
Jetzt brauchte nur mehr der Zug in die Falle zu fahren…

***

Alexis hatte Spaß daran gefunden, einen Menschen gegen eine Bestie kämpfen zu sehen, sie gierte förmlich danach, und ich war gezwungen, ihr den Gefallen zu tun.
Um zu überleben, mußte ich mich stellen.
Aber ich war nicht fit, und von Dialogen zwischen Alexis und den Mitgliedern des Clans hatte ich sowieso nichts mitbekommen.
Erst als man mich fortschleifte, war es mir gelungen, überhaupt zu schauen, wo ich mich eigentlich befand.
Ich sah den Keller und fühlte mich wie gerädert. Nicht nur dort, wo mich der Schlag im Nacken erwischt hatte, auch am gesamten Körper. Vom Hals bis zu den Füßen schien er mit blauen Flecken übersät zu sein. Der Grund war einfach zu erraten. Man mußte mich die Treppe hinuntergeworfen haben.
Die Ascot redete. Ihre Stimme vernahm ich dumpf, jemand schien Watte in meine Ohren gesteckt zu haben. Antworten bekam sie nicht. Kein Werwolf würde ihr etwas erwidern, aber sie schaffte es, die Bestien wegzuschicken.
Ich hatte Mühe, hin und wieder die Augen zu öffnen, weil die Lider zu schwer waren.
Dann waren wir nur mehr zu dritt. Dennoch war die Gefahr vorhanden, da ich den Plan der Ascot mittlerweile kannte. Sie wollte mich nicht retten, sondern mich ihrer Tochter als Opfer hinwerfen.
Verdammt, das war schon hart!
Wenn ich mich nur besser hätte bewegen können, aber ich lag auf dem Boden und hatte auch schon festgestellt, daß mir meine Beretta fehlte.
Bis auf das Kreuz war ich waffenlos.
Und das half auch gegen die Bestien!
Leider bekam ich die Arme nicht hoch, weil ich einfach zu schlapp war. Auch als mich Alexis unter die Achseln faßte und auf die Tür zuschleifte, wehrte ich mich nicht. Sie ließ mich wieder fallen, schloß auf und scheuchte ihre Tochter zurück.
Eine Chance hatte sie mir geben wollen. Innerlich lachte ich. Es war eine perverse Chance, wenn ich das richtig sah. Ein niedergeschlagener Mensch sollte sich gegen eine zu allem entschlossene Bestie behaupten. Ob das gutging?

Ich wollte nicht so recht daran glauben, da mir meine eigene Schwäche bekannt war.

Dennoch erholte ich mich.

Mittlerweile war meine Sicht wieder besser geworden. Der dichte Schleier vor meinen Augen hatte sich zurückgezogen. Zwar sah ich nicht alles lupenrein und klar, aber das Gesicht der Frau schälte sich immer schärfer hervor.

Es zeigte eine gewisse Anspannung. Ihr Mund bewegte sich, und sie sprach von einer einmaligen Chance, die sie mir bieten wollte.

Daran konnte ich kaum glauben, und ich tat auch nichts dagegen, als sie mich in den Käfig zerrte und in der hintersten Ecke niederlegte.

Gegenüber lauerte die Bestie…

»Da bleibst du liegen!« hörte ich sie noch sagen, dann entfernten sich ihre Schritte, und ich vernahm auch das typische Geräusch einer zuschlagenden Gittertür.

Ich spannte mich, fieberte innerlich und spürte, daß etwas auf meinen Körper fiel.

Es war nur ein leichter Druck gewesen, die Beretta hatte es nicht sein können. Den Kopf hob ich ein wenig an, freute mich schon darüber, daß es überhaupt klappte, und konnte zunächst mit dem Blinken auf meinem Bauch nichts anfangen, bis ich erkannte, daß es sich bei dem Gegenstand um einen Schlüssel handelte.

Wahrscheinlich um den Türschlüssel des Käfigs. Es war der reine Hohn. Diese Alexis Ascot wußte genau, daß ich nicht in der Lage war, die Tür aufzuschließen, das würde ihre Tochter zu verhindern wissen. Dennoch steckte ich ihn ein.

Ein gefährliches Knurren bewies mir, daß meine Gegnerin nicht lange fackeln wollte.

Ich schob mich mit dem Rücken noch weiter an den Stäben in die Höhe und schaute sie an.

Laura war kampfbereit. Die Augen, gelb, erbarmungslos und kalt, fixierten mich.

Ich hatte dabei das Gefühl, als würden sich die Blicke auf meine Kehle konzentrieren, und über meinen Rücken rann der erste Schauer einer heißen Furcht.

Mittlerweile saß ich aufrecht. Auch konnte ich mich bewegen, denn eine Lähmung hielt mich nicht umklammert. Aber würde es ausreichen, gegen eine Werwölfin zu bestehen?

Das war die große Frage. So recht konnte ich daran nicht glauben, aber ich machte weiter, denn die Werwölfin griff nicht direkt an. Sie bewegte sich im Halbkreis vor mir, wartete auf einen günstigen Moment, um mich zu überraschen.

Trotz meiner Behinderung wollte ich es soweit nicht kommen lassen. Ich hatte im Prinzip eine günstige Sitzposition eingenommen, die

Werwölfin war auch nicht allzu weit von mir entfernt, so daß ich das Risiko einfach wagen mußte.
Urplötzlich sprang ich los.
Es war ein Sprung, in den ich all meine Kräfte hineingelegt hatte.
Ich stieß mich vom Boden ab, bog den Oberkörper durch und rammte die Schuhe in das dichte Fell der Körpermitte.
Dieser wuchtige Stoß, der sogar einen Menschen zurückgeschleudert hätte, ging auch an dem Werwolf nicht so ohne weiteres vorbei.
Er geriet aus dem Angriffsschwung, riß ebenfalls die Arme in die Höhe und konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten.
Die Bestie taumelte zurück. Sie krachte gegen das Gitter der Zelle.
Ich hörte es knirschen, metallen klappern und auch dumpf scheppern. Es war ein Zufall gewesen, daß ich die Bestie gewissermaßen auf dem falschen Fuß erwischt hatte. So bekam ich die Chance, mich hineinzustellen. Wegen meiner Schwäche mußte ich mich an den Stäben festhalten. Zum Glück schaffte ich es beim ersten Versuch, stand auch auf beiden Beinen und sah, daß der Boden unter mir ein Wellenmeer gebildet hatte, so daß er von einer Seite zur anderen kippte.
Auch meine Gegnerin schwankte.
Ich wollte an mein Kreuz heran. Das gelang mir nicht mehr, denn die Werwölfin wuchtete auf mich zu. Die Zelle war nicht sehr groß.
Mit einem Sprung konnte sie die Distanz überwinden. Wie ein Berg tauchte sie vor mir auf.
Meine Reaktion war nicht die beste.
Gerade noch rechtzeitig ging ich in die Knie und wurde deshalb nicht getroffen. Die gefährlichen Pranken wischten über meinen Rücken hinweg.
Das Gitter vibrierte unter den Treffern. Dann hatte ich Pech, die Beine der Bestie erwischten mich. Ich wurde zu Boden gedrückt.
Bevor mich die Wölfin mit ihrem Fuß oder ihrer Tatze buchstäblich festnageln konnte, kroch ich auf allen vieren unter ihr weg, um die andere Ecke zu erreichen. Mir ging es sauschlecht. Ich wunderte mich, daß es mir überhaupt gelang, noch Kraftreserven zu mobilisieren, aber wenn es um das nackte Leben geht, wächst der Mensch über sich hinaus.
»Los, stürz dich auf ihn!« Es war Alexis, die ihre Tochter anfeuerte.
Die hörte auf die Stimme. Auf der Stelle kreiselte sie schnell herum. Sie hielt dabei die Schnauze offen. Der zwischen den Kieferhälften wallende Geifer wurde herausgefegt und quer durch die Zelle geschleudert. Auch mich traf etwas von dem Zeug im Gesicht.
Ich putzte es automatisch weg. Mit der anderen Hand griff ich an den Hals. Dort bekam ich die Kette zu fassen und zog das Kreuz unter meinem Pullover hervor.

In seiner vollen Größe hing es vor meiner Brust.
Laura wollte wieder springen, als ihre Raubtieraugen das wertvolle Kreuz sahen.
Die Bestie blieb stehen, als hätte sie einen gewaltigen Schlagbekommen.
Auf einmal fühlte ich mich sicher. Zwar war die Nachwirkung des Schlages nicht völlig verschwunden, aber ich spürte den Kraftstrom, der durch meine Adern schoß.
Hatte ich gesiegt?
Wir standen uns gegenüber, schauten einander im Licht der Kellerbeleuchtung an, und ich sah, daß die Gegenwart des Kreuzes ihr Ziel nicht verfehlte.
Ob Werwolf oder Vampir, beide wußten genau, daß dieses geweihte silberne Zeichen des Guten ihrem unseligen Leben ein Ende setzen konnte. Deshalb auch diese Furcht, die so stark war, daß sie die Bestie regelrecht durchschüttelte.
Laura zitterte. Sie hatte sich zurückgezogen und gegen das Mauerwerk des Käfigs an der Seite gepreßt. Dort stand sie mit offenem Maul, aus dem der Geifer floß und in dicke Tropfen zu Boden klatschte.
Mir fiel es schwer, mich auf den Beinen zu halten. Noch immer glaubte ich auf dünnen Planken oder sumpfigem Boden zu stehen, aber ich hatte meine große Chance genutzt, ob sie mir freiwillig oder unfreiwillig von Alexis überlassen worden war. Es war in diesem Fall unwichtig.
»Das Kreuz wird dich vernichten!« versprach ich der Bestie. »Die Silberkugel-Beretta habt ihr mir genommen, das Kreuz behalte ich. Als Bestie hast du kein Recht darauf, weiter zu leben…«
»Aber als meine Tochter!«
Als ich die scharf gesprochenen Worte der Frau hörte, blieb ich stehen und drehte den Kopf zur Seite.
Sie kam aus dem Dunkel des Kellers, und ihre Gestalt schälte sich nur allmählich hervor, so daß ich erst spät erkannte, was sie in der rechten Hand trug. Es war eine Pistole! Meine Beretta… Und die Mündung war auf mich gerichtet. Alexis zielte auf die Zwischenräume der Käfigtür, hinter der ich mich aufhielt. »Wenn du sie tötest, Sinclair, werde ich dich erschießen.«
Ich lachte auf. »Eine verdammte miese Logik. Weshalb haben Sie mich dann in den Käfig gesteckt, mir aber hinterher einen Schlüssel zugeworfen?«
»Ich wollte dir eine Chance geben.«
»Die habe ich genutzt.« Sie war stehengeblieben und nickte, denn eine akustische Antwort bekam ich nicht.
»Dann haben Sie eigentlich doch nicht damit gerechnet?« führte ich

das Gespräch fort. »Oder wollten Sie nur einen wilden Kampf sehen, der Sie fasziniert hätte?«

»Möglich.«

»So kommen wir nicht weiter.« Die Werwölfin hielt ich nach wie vor durch den Anblick meines Kreuzes in Schach. »Ich kann Ihre Laura nicht am Leben lassen. Sie ist zu gefährlich.«

»Dann werden auch Sie sterben.«

»Lohnt sich das?«

»Für mich ja, weil du mein Lebenswerk somit zerstört hast. Ich hätte dich dem Clan überlassen können und tat es nicht. Zeigst du so deine Dankbarkeit, Geisterjäger?«

»Ich brauche Ihnen nicht dankbar zu sein. Sie hatten meinen Tod gewollt, sonst hätten Sie mich nicht zu ihr in den Käfig gesteckt, und Sie wußten genau, in welch einer Verfassung ich mich befand. Das war schon so gut wie Mord. Aus diesem Grunde sehe ich nicht ein, weshalb ich Ihnen dankbar sein sollte.«

»Dann muß ich schießen!«

»Ihre Tochter stirbt.«

»Eine Kugel ist immer schneller!« behauptete sie kalt und bewies auch Nervenstärke.

Ich wurde aus dieser Person nicht schlau. Wahrscheinlich würde sie abdrücken, es stand einfach zu viel auf dem Spiel, und ich konnte hier nicht ewig und drei Tage warten, denn irgendwann würden auch die vier anderen Wölfe zurückkehren.

»Was überlegst du, Sinclair?«

»Wie sehen dann Ihre Pläne aus?« fragte ich. »Du wirst das Kreuz aus der Hand legen. Das heißt, wirf es mir zu, dann sehen wir weiter.«

»Laura soll mich also noch einmal angreifen.«

»Das wird sie.«

»Damit bin ich nicht einverstanden. Ich kann und werde das Kreuz nicht aus der Hand geben. Finden sie sich damit ab, Alexis!«

Die Frau mußte den entschlossenen Klang aus meiner Stimme herausgehört haben. Sie zog plötzlich Konsequenzen, mit denen ich nicht gerechnet hätte.

Alexis Ascot schoß!

Ich hörte den Knall, sah das kurze Aufflackern des Mündungsfeuers und reagierte instinktiv.

Aus dem Handgelenk schleuderte ich das Kreuz gegen die Werwölfin. So schnell, daß sie nicht ausweichen konnte und von der weißmagischen Waffe berührt wurde.

Ich hörte sie noch schreien und wunderte mich, daß ich nicht getroffen worden war. Glück und Zufall hatten mich gerettet, denn die Kugel war nicht durch den Zwischenraum des Gitters geschlagen, sie hatte einen der Stäbe erwischt und war abgeprallt.

Zu einem zweiten Schuß kam sie nicht mehr. Nicht aus dem Grunde, weil sie mit der Beretta nicht hätte umgehen können, es war etwas anderes, das sie so störte.

Ihre Tochter Laura.

Und sie schrie den Namen, daß es schaurig durch den Keller hallte und mir eine Gänsehaut über den Rücken trieb. Mit nur zwei Schritten hatte sie den Käfig erreicht, fiel gegen ihn und umklammerte mit beiden Händen zwei Gitterstäbe.

»Lauraaa…!« Noch einmal brüllte sie voller Verzweiflung, während wahre Tränenbäche aus ihren Augen stürzten.

Ich kümmerte mich nicht um das Geschrei, auch nicht um die Bestie, viel wichtiger war es, aus dieser verdammten Zelle herauszukommen. Den Schlüssel hatte ich schnell gefunden, öffnete die Tür und drückte sie auf.

Befreit atmete ich auf, als ich den ersten Schritt in den Keller hineinging und mich sofort nach rechts wandte, um mich um die Frau zu kümmern.

Sie hockte am Boden. Hatte sich auf die Knie gedrückt und umklammerte mit beiden Händen die Gitterstäbe, während sie das Gesicht zwischen zwei Stäbe drückte und auf ihre über alles geliebte Tochter schaute, die am Boden lag und den Kräften des Kreuzes Tribut zollen mußte.

Laura verging.

Sie strampelte noch mit den Beinen, während sie immer weiter dabei zurückrutschte, so daß ihr Rücken bald nicht mehr von den Gitterstäben gestützt wurde.

Ich sah meine Beretta in der rechten Hand der Frau. Mit einem Griff entwand ich ihr die Waffe und steckte sie ein. Alexis kümmerte sich nicht um mich. Für sie war eine Welt zusammengebrochen.

Auch sie sank tiefer. Die schweißfeuchten Hände schafften es einfach nicht, die Stäbe zu umklammern. Immer tiefer rutschte sie ab, wobei auch ihre Knie nach hinten glitten und sie letztendlich in eine Bauchlage geriet.

Ich blickte auf Laura.

Stinkende, graue Qualmwolken stiegen dort auf, wo Laura am Boden lag. Mein Kreuz hatte dafür gesorgt. Seine magische Strahlung und auch die Kraft brannte sich tief in das Fell hinein, löste es auf, so daß es auch die Rauchwolken produzierte.

Hatte das Fell vorhin noch gesund und glänzend ausgesehen, änderte sich der Farbton. Stumpf, grau, so sah es aus, und auch die langen Haare fielen ab.

Den Kopf hatte die sterbende Werwölfin in den Nacken gedrückt.

Weit offen stand die Schnauze. Hier bildete sich zuerst wieder der Mensch hervor, denn das Fell löste sich auf, rieselte zu beiden Seiten

des Kopfes dem Boden entgegen, so daß sie normale Haut für mich sichtbar wurde. Dieser Vorgang blieb nicht auf den Kopf beschränkt. Der gesamte, normale Menschenkörper kehrte zurück, so daß wenige Minuten später ein nacktes Mädchen vor mir lag.

Nackt und tot…

Ich spürte ebenfalls ein Würgen im Magen. Das hatte ich nicht gewollt, nur war mir kaum eine andere Wahl geblieben, weil man mich eben dazu gezwungen hatte.

Die Umstände waren gegen mich gewesen, deshalb wollte ich mir auch keine weiteren Vorwürfe machen, obwohl der bittere Geschmack im Hals zurückblieb.

Aber noch etwas war anders geworden. Man konnte Laura als eine Gezeichnete bezeichnen. Dicht unter ihrer Brust, wo sie von meinem geworfenen Kreuz getroffen worden war, zeichneten sich die Umrisse auf ihrer Haut ab. Ich sah das dunkelrote, leicht ins Bräunliche gehende Stigma meiner stärksten weißmagischen Waffe.

Eine Rückenlage hatte sie erreicht. Laura rührte sich nicht mehr.

Es war still geworden, nur das schwere Atmen der Alexis vernahm ich noch. Ich ging in die Zelle. Das Kreuz lag neben der Toten. Sicherheitshalber fühlte ich nach dem Herzschlag.

Nein, da war nichts mehr zu spüren. Es gab keine lebende Laura Ascot mehr.

Ich richtete mich wieder auf, hängte das Kreuz um und verließ die Zelle. Auch mein Gesicht war ausdruckslos, als ich neben Alexis Ascot stehenblieb.

Noch ließ ich sie in Ruhe. Zudem spürte sie nach einer Weile, daß sie nicht mehr allein war, stöhnte auf und drückte sich in die Höhe.

Ich ließ sie in Ruhe. Als sie schließlich kniete, schaute sie in meine Richtung.

»Du hast sie gekillt!« flüsterte sie. Anklagende Worte, die sie mir entgegenzischte, doch ich fühlte mich nicht so sehr betroffen, denn ich schüttelte den Kopf.

»Sie hat selbst die Schuld daran getragen«, sagte ich. »Und auch Sie, Alexis.«

»Ich?« Ihr Lachen klang bitter. Sie streckte die Arme aus und umklammerte die Stäbe. An ihnen zog sie sich in die Höhe, stand mit zitternden Knien, ließ sich schwer gegen das Gitter fallen und streckte die Arme durch zwei Lücken, so daß die Hände dem Boden entgegenbaumelten.

Ich legte eine Hand auf ihre Schulter.

Wie von der Natter gebissen, fuhr sie herum und funkelte mich haßerfüllt an. »Wag es nicht, mich noch einmal anzurühren, du verfluchter Hundesohn, du!«

»Ich verstehe Ihre Trauer«, sagte ich. »Aber Sie sollten ein wenig

logischer denken und sich fragen, ob Sie nicht auch einen Teil der Schuld an den Vorgängen hier tragen.«

»Du hast sie getötet.«

»Und Sie haben zugelassen, daß ich keine andere Wahl mehr hatte. Seien Sie doch vernünftig! Sie sperrten mich in den Käfig, weil Sie unbedingt einen Kampf zwischen uns beiden mitbekommen wollten. Sie waren begierig darauf, ihn zu sehen. Sie wollten mitbekommen, wie ich vernichtet wurde, das ist Ihnen nicht gelungen. Ich war eben stärker, obwohl Sie mir die Beretta wegnahmen. Wie sieht es nur in Ihrem Innern aus, Mrs. Ascot. Das frage ich mich allmählich immer öfter.«

»Das geht dich nichts an.«

»Doch, denn dieser Fall ist noch nicht beendet. Und jetzt werden wir beide den Keller verlassen. Unser Gespräch ist ja leider unterbrochen worden. Wir führen es fort.«

Die Frau ahnte, was ich vorhatte, und zog sich von mir zurück.

Als sie kurz vor der Treppe war, blieb sie stehen und hob in einer matten Geste die Schultern.

»Es hat doch keinen Sinn«, sagte sie.

»Wie gut, daß Sie es einsehen.«

»Ich will sie.« Alexis deutete auf den reglosen Körper ihrer Tochter.

»Ich will sie mit nach oben nehmen, um sie jetzt und neben dem Haus zu begraben.«

Den Wunsch konnte ich ihr kaum abschlagen und bot mich sogar an, Laura zu tragen.

Da wäre sie mir fast an den Hals gesprungen. »Nein, nicht du. Das mache ich.« Ihre Stimme glich bereits dem Knurren eines gefährlichen Werwolfs.

Mit müde wirkenden Schritten ging sie in die Zelle und kniete neben der Toten nieder.

Ich baute mich an der Treppe auf. Allmählich ließ die Spannung nach. Ich spürte wieder, wie sehr man mich malträtiert hatte. In der hinteren Hälfte meines Kopfes tuckerte es, und bald würden die Schmerzen sich ausbreiten.

Meinem Körper erging es ebenfalls nicht viel besser. Der Sturz auf der Treppe hatte ihn in Mitleidenschaft gezogen. Ob Ellenbogen oder Beine, dort hatte ich das Gefühl, als hätte jemand mit einem Hammer gegen die Knochen geklopft.

Alexis Ascot bewegte sich. Sie faßte ihre Tochter unter und stemmte sie hoch. Für einen Moment schwankte sie, als Laura auf ihren ausgebreiteten Armen lag.

Dann hatte sie sich gefangen und lief mit unsicheren Schritten auf die offene Tür zu. Den direkten Kurs zur Treppe nahm sie, entwickelte außerordentliche Kräfte und stieg die Stufen hoch.

Mich bedachte sie dabei nicht einmal mit einem Blick…

***

Der Wind wehte nicht nur mir ins Gesicht, sondern auch der Frau, und er trocknete ihre Tränen. Ich hatte ihr meine Hilfe angeboten, und zweimal war ich schroff abgelehnt worden, denn sie wollte ihre Tochter allein begraben.

Das tat sie auch.

Wir befanden uns fast unter den Bäumen, und Alexis ging mit dem Spaten um wie ein Mann. Sie schaufelte das Grab nicht so tief wie ein normales, aber die Erde sollte schon den Körper bedecken.

Ein paarmal hatte ich versucht, sie anzusprechen, eine Antwortallerdings nicht bekommen.

Und so arbeitete sie weiter. Stumm und verbissen. Mir wurde eine makabre Szene geboten. Eine graue Dunkelheit lag über dem Land.

Mittlerweile war der neue Tag schon eine Stunde alt.

Die Tote hatte Alexis noch in eine Decke gewickelt. Die Leiche lag neben dem Grab, genau der Seite mit dem aufgeworfenen Erdhügel gegenüber.

Meine Gedanken drehten sich um die vier Wölfe. Daß sie verschwunden waren, regte mich nicht weiter auf, denn gegen alle wäre ich sicherlich nicht angekommen, nur fragte ich mich nach ihrem Ziel. Eine Vollmondnacht war für Bestien wie sie ungemein günstig, da konnten sie ihrem Trieb nachkommen und Menschen überfallen.

Laura, ihr Vater und ihre drei Onkel hatten gewissermaßen den Clan gebildet. Alexis stand abseits. Dennoch war ich davon überzeugt, daß man sie in die Pläne eingeweiht hatte, und aus ihrem Munde wollte ich erfahren, was die Werwölfe vorhatten.

Auch bei mir drängte die Zeit.

Ich sprach sie wieder an. Eine Antwort bekam ich nicht. Als ich nachhakte, fuhr sie plötzlich herum, mit ihr auch das Spatenblatt, dasplötzlich dicht vor meiner Gürtellinie erschien.

Hastig sprang ich zurück.

»Beim nächstenmal ramme ich dir das Ding in den Leib!« drohte sie flüsternd.

»Wir werden sehen.«

Dann machte sie weiter. Ich ließ sie, denn zu diesem Zeitpunkt würde sie mir keine Auskünfte geben, und als ich ging, schaute sie auch kaum auf. Alexis Ascot war beschäftigt. Fliehen würde sie bestimmt nicht. Deshalb konnte ich gehen und meinen Wagen holen.

Ich fand ihn so, wie ich ihn verlassen hatte.

Obwohl es mitten in der Nacht war, rief ich vom Auto aus Suko, meinen Freund und Kollegen, an. Er mußte einfach erfahren, wie es

mir ergangen war. Er hob auch ziemlich schnell ab, da neben seinem Bett ebenfalls ein Apparat stand.

»Du?« stöhnte er. »Sag bloß, du bist versackt und suchst einen, der dich abholt.«

»Das nicht. Hör zu, Alter, es ist verdammt ernst!«

»Rede!«

Ich berichtete von meinem Abenteuer. Auf einmal klang Sukos Stimme nicht mehr spöttisch oder verschlafen. Mein Freund war hellwach. »Das gibt es doch nicht!« flüsterte er. »Das kann ich nicht glauben, verdammt.«

»Es ist aber so. Ich habe eine Werwölfin erledigen müssen.«

»Und die anderen?«

»Sind unterwegs.«

»Du weißt nicht, wohin?«

»Nein, doch hoffe ich, es in der nächsten halben Stunde zu erfahren. Ich gebe dir dann Bescheid. Bleib bitte wach!«

»Schlafen werde ich sowieso nicht können. Nicht nach diesem, deinen Anruf. Hast du wirklich alles unter Kontrolle?«

»Jetzt ja.«

»Bist nicht verletzt?«

»Nur ein wenig lädiert. Wie gesagt, Suko, bleib in Bereitschaft. Ich habe ein verdammt dummes Gefühl, daß sich hier noch etwas Großes anbahnt. Die vier Bestien sind nicht umsonst verschwunden. Die verfolgen einen bestimmten Plan.«

»Wenn du meinst. Bis später.«

Nach dieser Antwort meines Freundes startete ich den Wagen.

Als die Lichtlanzen über den Platz vor dem Haus streiften, erschien auch wie eine gespenstische Silhouette der Umriß der schaufelnden Alexis Ascot. Ich stoppte, stieg aus, ging zu ihr und blieb neben Alexis stehen. Die Leiche ihrer Tochter hatte sie bereits in die Grube gelegt und war jetzt dabei, sie zuzuschaufeln. Schaufel für Schaufel verschwand die Leiche unter dem Lehm.

»Das war's dann wohl«, sagte ich.

Ihr Arm mit dem Spaten sank nach unten. Das Blatt stemmte sie in den Boden. »Ja, das war's«, flüsterte sie heiser.

»Fühlen Sie sich jetzt besser?« fragte ich sie.

»Scher dich zum Teufel, Hundesohn!« zischte sie mir voller Haß entgegen. »Geh weg!«

»Nein, ich bleibe, und Sie werden mir Rede und Antwort stehen.«

Mit dem Spaten als Waffe hatte sie mir bereits gedroht. Jetzt wollte sie ihn gegen mich einsetzen. Blitzschnell wuchtete sie das Werkzeug hoch.

Ich drehte ab, das Blatt verfehlte mich. Sie kam ins Stolpern, huschte an mir vorbei, und mir gelang es, sie von hinten zu umschlingen. Eng

an mich gepreßt, hielt sie sich fest. Auch ihren Armen ließ ich keinen Spielraum.

»Lassen Sie dieses verdammte Ding endlich fallen!« befahl ich mit rauher Stimme. »Sie kommen gegen mich nicht an, zum Henker!«

Aus dem Mund der Frau drangen Laute, die mich schon an die eines Werwolfs erinnerten. Sie drehte sich, wollte meinen Griff sprengen, schaffte es aber nicht.

Dann gab sie auf, erschlaffte in meinen Armen und schleuderte den Spaten zur Seite. Ich ließ sie los, faßte sie aber im nächsten Augenblick an der Schulter und drehte sie um.

Schweißnaß war ihr Gesicht. Sie mußte mit den schmutzigen Händen über ihre Haut gefahren sein, denn ich sah in ihrem Gesicht die dunklen Streifen.

»Was willst du noch?« schrie sie. »Fragen beantwortet haben!«

»Ich weiß nichts, verdammt!«

»Gehen wir ins Haus!« Sie trat mit dem rechten Fuß auf. »Nein, ich…« Mein Stoß katapultierte sie vor. Alexis sah ein, daß sie den kürzeren gezogen hatte. Diesmal ging sie tatsächlich, hielt den Kopf gesenkt und ging wie eine Betrunkene zur Haustür.

Wenig später befanden wir uns wieder in der Küche. Der Tisch warwieder korrekt hingestellt worden. Ich drückte Alexis auf einen Stuhl und nahm selbst auf der Tischkante Platz.

»Wo sind die anderen vier?«

»Welche?«

»Nehmen Sie mich hier nicht auf den Arm«, erwiderte ich scharf.

»Sie wissen genau, daß ich von Ihrem verdammten Familienclan rede. Von Ihrem Mann und seinen drei Brüdern.«

»Sie sind weg.«

»Das habe ich gesehen. Und wohin?«

Bisher hatte sie mich nur starr angeschaut. Plötzlich trat Leben in ihre Augen und auch in ihr Gesicht. Die Lippen verzogen sich zu einem wissenden und gleichzeitig kalten Lächeln. Sie hob den linken Arm, reinigte den Glasdeckel der Uhr von einer Schmutzschicht, schaute auf das Zifferblatt und nickte. »Ja«, sagte sie dabei.

»Eigentlich müßten sie jetzt soweit sein. Genau in diesem Augenblick.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie haben ihr Ziel erreicht.«

»Und wo liegt das?«

»Nicht weit von hier, Sinclair. Man kann zu Fuß hingehen. Der Plan ist genial, sogar super. Das hat bisher keiner geschafft, obwohl viele davon sicherlich geträumt haben.«

»Sind Sie nach London…?«

Sie lachte mich aus. »Würden Sie von hier zu Fuß nach London

gehen, Sinclair? Nein, London ist es nicht. Ich sagte doch, es liegt ganz in der Nähe.«

»Wo denn genau?« Ich beugte mich vor und gab meiner Stimme mehr Power. »Reden Sie, verdammt!«

»Es ist keine Stadt und auch kein Dorf.« Genüßlich lehnte sich die Frau zurück und grinste noch breiter. »Ich will es Ihnen sagen, da Sie nicht mehr viel ändern können. Etwa eine Meile von hier in nordwestlicher Richtung führt eine Bahntrasse durch das Gelände. Die Strecke ist so gut wie stillgelegt. Sie wird nur hin und wieder für Sonderfahrten benutzt. Diese Fahrten sind geheim. Manchmal wird Geld transportiert, manchmal auch nukleares Material oder auch Menschen…«

Ich hatte begriffen. »Und was wird in dieser Nacht transportiert?« fragte ich.

»Menschen.«

»Wichtige Persönlichkeiten?«

»Das kann man wohl sagen«, erwiderte sie lachend. »Sehr wichtige Persönlichkeiten, die sich aufgrund der politischen Entwicklung im Osten zu einem geheimen Treffen gezwungen sahen. Es befinden sich zwei Botschafter im Zug, der englische und der Vertreter der Sowjetunion. Was meinen Sie, Sinclair, was passiert, wenn die Werwölfe den Zug stoppen und die beiden Typen in ihre Gewalt bekommen…?«

Bei dieser Frage wurde ich totenbleich…

Nach einer Weile des Schweigens hörte ich ihr Lachen. Ja, sie lachte mich aus.

»Damit hast du wohl nicht gerechnet, Geisterjäger, wie?«

Durch die Nase holte ich Luft. Ich war nicht fähig, eine Antwort zu geben, denn die Folgen dieser Tat konnten fürchterlich werden und unabsehbare Folgen haben.

Botschafter zweier nicht gerade befreundeter Staaten wurden gekidnappt. Ausgerechnet noch der russische. Wie würde seine Regierung darauf reagieren? Werwölfe kannten kein Pardon. Es war ihnen egal, welche Berufe ihre Opfer ausübten. Sie würden die Männer eiskalt töten.

Ein russischer Botschafter verlor auf englischem Boden sein Leben! Mir wurde der Kragen eng, wenn ich an die Folgen dachte.

»Ja«, sagte die Frau mit eiskalter Stimme. »So ist das nun einmal. Lange genug haben wir an dem Plan gebastelt. Jetzt steht er. Und zwar bombensicher.«

Bombensicher! Das konnte ein Stichwort sein. Ich fragte mich, wie die Werwölfe es versuchen wollten, den Zug zu stoppen. Vielleicht mit einer Bombe?

Alexis Ascot hatte mir die Gedanken vom Gesicht abgelesen, denn sie

begann leise zu lachen. »Dieser Plan ist lange genug ausgeklügelt worden. Aber keine Panik, Sinclair. Eine Bombe wird nicht gelegt. Habe ich dir nicht gesagt, daß mein Mann bei der Bahn einen Vertrauensposten hat? Er wird in vieles eingeweiht. So ist er auch an die Geheimunterlagen des Transports gekommen und hat die Konsequenzen gezogen. Gerald verriet alles. Es ist nicht einmal nötig, eine Bombe zu legen, um den Zug zu stoppen. Es reicht gewissermaßen eine einfache Handbewegung, um diese wertvolle Fracht zum Halten zu bringen.«

»Und welche?« erkundigte ich mich.

»Man braucht nur ein Signal umzustellen«, erklärte sie lässig und auch hochnäsig.

Klar, das war es. Wenn sich jemand im Verkehrsbetrieb der Bahn auskannte… Jeder Lockführer mußte sich an die Signale halten.

Alexis hob die Schultern. Sie gab sich sehr lässig und überlegen.

»Du siehst, Geisterjäger, es ist an alles gedacht worden.«

»Und Sie wußten davon?« fragte ich.

»Natürlich.«

»Sie hätten es melden müssen.«

Fast bedauernd schaute sie mich an. »Melden? Sind Sie verrückt? Auch ich will, daß einige arrogante Typen etwas auf den Deckelbekommen. Ich habe dir doch gesagt, daß es der Fluch der alten Zeit ist. Bevor es Menschen gab, waren schon die Wölfe da. Sie hatten damals die Kontrolle übernommen, und sie werden sie wieder übernehmen. Daran kann auch ein Mann wie du nichts ändern.«

»Im Prinzip ja. Aber Sie werden einsehen, daß ich so etwas nicht hinnehmen kann.« Es bereitet mir Mühe, so ruhig zu sprechen. »Ich werde entsprechende Gegenmaßnahmen veranlassen.«

»Wie denn? Telefonisch?«

»Genau.«

Ihr Lachen klang abgehackt, irgendwie wissend und auch schmutzig. »Ein Telefon werden Sie hier finden. Nur bekommen Sie keine Verbindung. Es ist alles abgeschaltet. Wir beide, Sinclair, sitzen hier wie auf einer Insel.«

»Nicht ganz«, widersprach ich. »Sie haben einen guten Plan gehabt, wollten sogar noch Spaß mit mir haben, verloren leider Ihre Tochter, das war der erste Tiefschlag. Den zweiten werde ich Ihnen gleich versetzen«, erklärte ich, von der Tischkante rutschend. »Es gibt Telefon in der Nähe. Und zwar in meinem Wagen, Mrs. Ascot!«

Das hatte sie geschockt. Ich sah, wie sie die Hände ballte und bleich wurde.

Nun mußte sie etwas tun. Sie hatte mich in einen Plan eingeweiht, ich war unter Umständen in der Lage, alles zu verhindern, wenn ich rasch handelte.

Sie starrte mir ins Gesicht. »Es ist trotzdem zu spät!« erklärte sie. »Viel zu spät.«

»Ich lasse es darauf ankommen.«

Ihre auf meine Worte folgenden Nickbewegungen wurden unterbrochen, als sie plötzlich in die Höhe schoß. Es war ein letzter Angriff der Verzweiflung. Alexis wußte wohl, daß sie mir nicht gefährlich werden konnte, und ich packte sie an den Handgelenken, als sie von der Tischkante rutschte. Sie kam nicht dazu, ihre Fingernägel einzusetzen und schrie auf, als ich einen ihrer Arme auf den Rücken bog. Es war der rechte. Ich drückte ihn wieder hoch und hatte Alexis in den berühmten Polizeigriff genommen, sie beugte sich vor und ächzte, als sie einen Schmerzstoß spürte, der durch ihren Arm schoß.

Ich benötigte nur eine Hand, um sie festzuhalten, mit der anderen holte ich die Handfesseln aus Kunststoff hervor und schloß einen Ring um ihr Gelenk.

Den anderen hielt ich fest.

Alexis wurde ruhig. Sie lachte sogar und hörte auch nicht auf, als ich sie nach draußen führte. Neben dem Bentley blieb ich stehen.

»Schauen Sie hinein«, sagte ich, »dann werden Sie erkennen, daß ich Ihnen keinen Bären aufgebunden habe!«

Sie senkte nicht einmal den Kopf. Dafür fesselte ich auch ihre andere Hand. Vor dem Bentley ließ ich sie warten, während ich abermals meinen Freund Suko anrief und ihm erklärte, was ich erfahren hatte.

»Und das stimmt?« fragte er.

»Ja.«

»Was soll ich tun?«

»Sir James informieren, nachforschen, ob sich tatsächlich die beiden Botschafter im Zug befinden.«

»Und was hast du vor?«

»Ich werde zu der Stelle fahren, wo die Werwölfe den Zugwahrscheinlich schon gestoppt haben.« Noch einmal beschrieb ich ihm die ungefähre Stelle. Dann wurde es wirklich Zeit.

Als ich den Wagenschlag öffnete, starrte mich Alexis Ascot wütend an. »Was haben Sie eigentlich vor?« fragte sie mich.

»Ich nehme Sie mit.«

»Und wohin?«

»Das werden Sie schon sehen«, erklärte ich ihr. »Los, steigen Sie ein! Und verhalten Sie sich ruhig, sonst sehe ich mich gezwungen, Sie ins Reich der Träume zu schicken.«

Sie lachte krächzend. »Ich weiß, daß man von Ihnen keine Dankbarkeit erwarten kann.«

»Hören Sie auf, Mrs. Ascot! Sie wollten mich nicht retten, sondern nur mit mir spielen und Ihren eigenen Trieb befriedigen. Das ist die

Wahrheit und nichts anderes.«

»Wenn Sie das meinen.«

Mein gesprochenes »Sehr richtig« ging im Zuknallen des Wagenschlages unter. »Wir werden eine kleine Spazierfahrt unternehmen, und Sie sagen mir, wie ich die Stelle finden kann.«

»Fahren Sie nach Nordwesten.«

Das tat ich auch. Wege existierten nicht, ich mußte quer über die Wiese rollen. Natürlich war der Untergrund nicht eben, dementsprechend gestaltete sich die Fahrt.

Hin und wieder nahm ich mir die Zeit, meiner Begleiterin einen Blick zuzuwerfen.

Sie saß da und lächelte. Ein Beweis, daß ich wahrscheinlich zu spät kommen würde…

***

Es war kein langer Zug. Eine Lok zog zwei Wagen, die allerdings mit normalen Waggons nicht verglichen werden konnten. Man hatte sie völlig umgebaut.

Der letzte Wagen faßte all das, was zwei Botschafter auf Reisen eben brauchen. Telex, Telefon, Computer, modernste Kommunikation also. Hinzu kam die kleine Küche mit dem extra ausgewählten Koch, das Verwaltungspersonal, es waren zwei junge Männer, die sich um die Verbindungen kümmerten. Auch eine Dusche war vorhanden, Toiletten ebenfalls. Die Mitarbeiter von der Technik hatten mit den anderen nichts zu tun. Diese vier Typen waren so unauffällig, daß sie schon wieder auffielen, wenn man genauer hinschaute, aber kein Politiker konnte es sich leisten, ohne Leibwächter loszufahren.

Man hatte vier harte Burschen abgestellt. Männer von einem Sonderkommando, gut ausgebildet und bewaffnet, außerdem bereit, jeden Angriff abzuwehren. Die vier hielten sich im ersten Wagen auf.

Dort allerdings in der zweiten Hälfte, wo auch die Sekretärinnen der beiden Botschafter saßen. Vertrauenspersonen. Eine stammte aus Liverpool, die andere aus Omsk. Im Laufe der Zeit hatten sich die beiden Frauen angefreundet und redeten über die internationale Mode, für die sich die braunhaarige Russin sehr interessierte.

Die Leibwächter hockten in den Sesseln. Sie selbst sprachen kaum und sahen aus, als würden sie schlafen, waren in Wirklichkeit jedoch hellwach und bekamen jedes Wort mit, das die Frauen redeten.

Man konnte die Zusammenkunft der Botschafter als Geheimtreffen bezeichnen. Es ging um schwerwiegende Probleme. Wahrscheinlich Aufrüstung im All. Die Russen waren dagegen, weil sie wahrscheinlich befürchteten, dabei nicht mithalten zu können. Die Engländer tendierten da mehr zu den Amerikanern hin, und der russische Botschafter wollte wohl den genauen Standort der englischen

Regierung ausloten.

Die Wagenhälfte, in der sich die beiden Botschafter aufhielten, glich einem eleganten Wohnzimmer.

Auch die beiden Lokführer gehörten zu den ausgesuchten Leuten.

Männer, die schon lange im Dienst der Eisenbahn standen und deren Vorleben genau untersucht worden war.

Auf der Fahrt sollte eine bestimmte Geschwindigkeit eingehalten werden. Auch die Strecke war zuvor genau festgelegt worden. Es ging in Richtung London, allerdings wurde die Millionenstadt nicht erreicht, sondern umfahren. Wo und wann die Reise ihr Ende finden sollte, wußten die Lokführer nicht. Sie würden über Funk die nötigen Anweisungen bekommen.

Für die Männer war es ein langweiliger Arbeitstag.

»Das ist wie beim Auto«, sagte Morton Gamber. »Wenn du nur immer mit einer bestimmten Geschwindigkeit fahren darfst, wird es auf die Dauer langweilig, und du schläfst ein.«

»Die Bahn zerstört aber nicht die Umwelt.«

»Stimmt. Nur sehe ich nicht ein, daß wir nur in diesem Bummeltempo vorankommen.«

»Für das Geld bleibe ich auf der Strecke stehen«, sagte Gamber.

Sein Kollege lachte. »Im Prinzip hast du recht. Wir machen da einen guten Schnitt. Sogar steuerfrei.«

»Ehrlich?«

Slick Espe, der zweite Mann, nickte heftig. »Wenn ich dir das sage, Alter. Steuerfrei. Wahrscheinlich wird das hier nicht einmal unsere letzte Fahrt dieser Art bleiben. Ich habe da was läuten gehört, daß sie uns hin und wieder für solche Fahrten holen wollen. Die Politiker sitzen wohl gerne in Zügen.«

»Das wäre gut.«

Espe nickte. »Deshalb wollen wir uns nicht beschweren. Und wenn sie im Schrittempo fahren, ist mir das auch egal. Hauptsache, die Kasse stimmt.«

»Ich habe Hunger.«

Espe lachte. »Was hat dir dein Weib denn eingepackt?«

»Keine Ahnung, die ist weg. Zu einer Beerdigung nach Schottland gefahren. Meine Tochter hat für mich gesorgt.« Morton Gamber holte die Brotdose aus der Aktentasche hervor und öffnete sie. »Sandwiches«, murmelte er. »Mehr nicht.«

»Was hast du denn erwartet?«

»Zumindest ein Haustier mit einem Bein.«

Slick Espe schüttelte verwundert den Kopf. »Was ist das denn schon wieder?«

»Kennst du nicht?«

»Nein.«

Morton Gamber begann zu grinsen. »Ein Haustier mit einem Bein ist ein halbes Hähnchen. Alles klar?«

Espe stöhnte auf. »Einen Gummiadler meinst du.«

»Genau.«

»Den könnte ich jetzt auch vertragen.«

Morton sagte: »Geh in den Wagen, da gibt es bestimmt etwas Besonderes. Da kriegst du Kaviar.«

Espe winkte ab. »Wenn ich Eier esse, dann lieber die vom Huhn. Die sind auch größer.«

Obwohl sich die beiden Männer unterhielten, ließen sie die Strecke nie aus dem Blick. Aber es war nichts, was sie hätte überraschen können.

Der Zug rollte durch die Nacht. Schnurgerade war die Strecke, die auf einem erhöht liegenden Damm entlanglief. Es war windig geworden, am Himmel tanzten die Wolken, durch deren Lücken hin und wieder ein satter Vollmond schien.

Morton aß. Sein Kollege hatte jetzt die volle Verantwortung übernommen. Wenn er Pause machte, stand Gamber bereit. Die beiden waren ein eingespieltes Team. Manche behaupteten, sie gehörten zu den fünf besten Lokführern des Königreiches.

Das Telefon summte. Morton Gamber schluckte schnell die Reste hinunter und nahm ab.

»Hier Zero«, hörte er die kalte Stimme des Anrufers. »Ist bei Ihnen alles in Ordnung?«

»Klar, Mr. Zero.«

»Okay, denn…«

»Hören Sie mal, Mr. Zero.« Mort ritt plötzlich der Teufel. Er mochte diese Leibwächter nicht, die sich für den Nabel der Welt hielten.

»Was ist denn?«

Gamber grinste. »Heißen Sie wirklich Zero, oder sind Sie auch eine Null?«

Das war zuviel für den Boß der Leibwächter. Morton Gamber hörte ihn scharf atmen. Bevor der Mann eine entsprechende Erwiderung geben konnte, hatte Gamber aufgelegt.

Auch Espe grinste. »Dich reitet heute wieder der Teufel, wie?«

»Ich kann die Typen nicht ab. Halten sich alle für die Größten, und Spaß verstehen Sie auch nicht.«

»Sie nehmen eben das Leben ernst.«

Morton winkte ab und aß den Rest seines schon leicht trocken gewordenen Sandwiches. »Auf Ideen kommen die Leute«, murmelte er. »Fahren mitten in der Nacht mit dem Zug durch die Gegend. Ich bin gespannt, wo das noch enden soll.«

»In vier Stunden ist unser Dienst vorbei.«

»Glaubst du an den Weihnachtsmann?«

Espe schüttelte den Kopf. »An den nicht mehr. Dafür an die Bezahlung von Überstunden.«
»Die ist in der Pauschale drin«, meinte Gamber.
»Du nimmst mir auch jede Motivation.«
»Die Wahrheit zu hören, ist nie ganz einfach.« Gamber setzte sich auf einen Klapphocker, schoß jedoch im nächsten Moment wieder hoch, weil er einen zischenden Laut vernommen hatte.
»Was ist los?«
Espe deutete nach vorn. »Das Signal, verdammt! Es steht auf Stopp.« Er ging gleichzeitig mit der Geschwindigkeit herunter.
Gamber schüttelte den Kopf. »War das eigentlich vorgesehen?«
»Nein. Man hat uns erklärt, wir hätten freie Fahrt.«
»Sollen wir durch?«
Slick Espe erschrak. »Bist du denn verrückt! Ein Stoppsignal zu überfahren, das wäre Wahnsinn. Das kostet dich deinen Job.«
»Da muß was passiert sein«, sagte Gamber. »Ich setze mich mal mit Zero in Verbindung.«
»Ist am besten.«
Morton Gamber rief an. Er bekam den Leibwächter sofort an die Strippe. »Hören Sie zu, Zero. Vor uns steht ein Signal auf Stopp. Sollen wir durchfahren?«
Der Mann überlegte kurz. »Deshalb haben Sie das Tempo verringert?«
»Ja.«
»Sie wissen von nichts?«
»Deshalb rufe ich Sie an.«
»Dann halten Sie.«
»All right, ich berufe mich auf Sie«, sagte Mort Gamber und unterbrach die Verbindung. Er wandte sich an seinen Kollegen. »Du mußt anhalten, Slick.«
»Habe mich mir gedacht.« Espe leitete bereits den Bremsvorgang ein, während Morton das immer näher kommende Signal nicht aus den Augen ließ. Die Umgebung hatte sich nicht verändert. Nach wie vor war sie eben und wurde nur von der höher gelegenen Trasse durchschnitten.
Morton schluckte. »Mir gefällt die Sache nicht. Wir fahren hier eine verdammt heiße Fracht durch die Gegend. Das kann irgendwelche Typen nur anlocken.«
»Aber doch nicht hier.«
»Denk an den Postraub damals.«
»Da waren die Verhältnisse anders«, widersprach Espe. »Heute ist sicherlich alles normal.«
»Wir werden sehen.«
Der Zug rollte aus. Plötzlich befand sich das Signal auf gleicher Höhe, dann rollte der Zug vorbei und kam wenig später zur Ruhe.

Sekunden vergingen.
Nichts tat sich. Die Lok mit den beiden Wagen befand sich inmitten einer stillen Landschaft, über der ein grauer, wolkenverhangener Nachthimmel lag.
»Ich schaue mal nach«, sagte Mort Gamber. Er wartete die Erwiderung seines Kollegen nicht ab und schob die Tür zur Seite.
Frische Luft wehte in die E-Lok.
Gamber blickte nach rechts. Auch in dem letzten Wagen hatte jemand die Türen geöffnet. Eine Gestalt sprang heraus. Das mußte dieser Zero sein. Gamber erkannte ihn an dem blonden Haar.
Hätte er woanders hingeschaut, wäre ihm vielleicht die Bewegung aufgefallen. So aber wurde er überrascht. Der Werwolf tauchte plötzlich neben der großen E-Lok auf.
Gamber kam nicht einmal dazu, einen Schrei auszustoßen. Er spürte den heftigen Schlag, der seinen Magen traf und ihn zurückschleuderte. An dem entsetzt schauenden Slick Espe taumelte er vorbei, und das Gesicht des Kollegen wurde noch blasser, als dieser den Werwolf entdeckte, der mit einem Satz den Höhenunterschied überbrückt hatte und in den Führerstand der Lok eindrang…

***

Zero, der Boß der kleinen Truppe, war zwar nicht bleich geworden, er hatte nur seine dunklen Augen zu Schlitzen verengt, und der kantig wirkende Körper hatte eine lauernde Haltung eingenommen.
Der Zug fuhr langsamer, das war nicht abgesprochen, das paßte ihm auch nicht, und er räusperte sich, bevor er die anderen drei anblickte. »Ihr habt keine weiteren Befehle bekommen?«
»Nein.«
Zero nickte. Er wollte schon zum Hörer greifen, um mit einem der Lokführer zu sprechen, als das Telefon anschlug. Das ersparte ihm den Anruf. Er hörte den Grund und riet dem Mann, den Zug anzuhalten.
»Was ist denn?« fragte One. Die Männer redeten sich nur mit Nummern an, ihre richtigen Namen »vergaßen« sie im Dienst.
»Ein Signal steht auf Stopp.«
»Das ist ungewöhnlich?« fragte Four.
»Ja, das meine ich.«
Die Männer nahmen ihre Waffen. Sie waren mit der kurzläufigen MPi ausgerüstet. Man konnte sie als Superwaffe bezeichnen, von der Größe her glich sie fast den normalen Pistolen oder Revolvern, nur besaßen sie ein größeres Magazin.
Sie warteten, bis der Zug stand. Jemand vom Begleitpersonal rief an und wurde beruhigt.
Zero stand schon im offenen Eingang. Er schaute nach draußen.
Der frische Wind wehte über seinen Kopf mit dem kurzgeschnittenen

Haar. Der Mann besaß ein breites Gesicht mit einer flachen Nase. Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Figur des Colt Seavers war nicht auszuschließen.

Er sprang nach draußen.

Auch an der Lok war die Tür geöffnet worden, das erkannte er mit einem Blick nach links.

Nichts war zu sehen. Der Zug stand inmitten einer unberührt wirkenden nächtlichen Landschaft. Dennoch wurde der Mann das Gefühl nicht los, daß sie nicht ohne Grund gestoppt worden waren. Er wußte genau, welch eine brisante Fracht sie geladen hatten. Hier einen Anschlag zu verüben, wäre für manche Person die absolute Spitze gewesen.

Er schlich durch das Gras. Den Bahndamm hatte er schon hinter sich gelassen. Hinter den schußsicheren Scheiben des Botschafter-Wagens sah er eine Bewegung. Wahrscheinlich wunderten sich die beiden Diplomaten auch über den unerwarteten Aufenthalt.

Zu ändern war daran nichts mehr.

Der Lokführer hatte seine Maschine nicht verlassen. Er stand in der offenen Tür und sah den Schatten, der plötzlich vor ihm erschien und ihn in die E-Lok zurückstieß.

Das geschah schnell, schien genau geplant und vorbereitet zu sein, denn Zero kam nicht dazu, auch nur einen Schuß abzugeben.

Aber er wußte, daß Gefahr drohte.

Plötzlich kamen die anderen.

Zwei weitere Gestalten sah er nahe der Lok. Sie liefen schräg an der Böschung der Trasse entlang, parallel zum Zug.

»Bleiben Sie stehen!« brüllte Zero. Er mußte sie erst anschreien, dann konnte er schießen.

Die beiden hörten nicht und liefen weiter.

Da feuerte der Mann.

Seine kleine Waffe spie die Kugeln im Dauerfeuer blitzschnell hintereinander aus.

Und Zero konnte schießen. Er sah genau, wie die Kugeln in die Körper einschlugen, diese stoppten, die Gestalten sich überschlugen und die Böschung hinabrollten. Die Stille der Nacht wurde durch das Knattern zerrissen.

In der offenen Tür des zweiten Wagens erschienen zwei der drei Leibwächter.

Zero winkte ihnen zu. »Kommt raus, ich habe sie erledigt! Aber nur zwei. Einer bleibt im Wagen. Ich muß mich um den in der Lok kümmern. Da hält sich noch einer verborgen.«

»Okay.«

Zero wußte, daß er sich auf seine Kollegen verlassen konnte. Er hatte sie schließlich selbst ausgesucht. Sofort machte er kehrt, lief der

Böschung entgegen und bewegte sich geduckt auf die Lok mit dem offenen Einstieg zu. Gehört hatte er noch nichts, aber er wußte genau, daß die Gestalt dort verschwunden war. Wahrscheinlich hatte sie die beiden Lokführer als Geiseln genommen.

Das war Zeros Spezialität. Oft genug in seiner Laufbahn hatte er Geiseln befreit. Er konnte gedankenschnell reagieren und sich auf neue Situationen einstellen.

Dicht neben dem Botschafterwagen lief er entlang, als er die Böschung hinter sich gelassen hatte.

Dann erreichte er die Lok.

Jetzt wurde er vorsichtiger. Er wollte so gut wie keine Geräusche verursachen. Die nachgeladene Super-MPi hielt er in der Rechten.

Der Lauf zeigte schräg nach oben. Wenn es darauf ankam, würde er sofort feuern.

Er vernahm eine gedämpfte Geräuschkulisse. Die Lok stand und kühlte ab. Das Material arbeitete. Hin und wieder vernahm er ein Knacken.

Zero war ein Mann, der sich voll und ganz auf eine Aufgabe konzentrieren konnte.

Sein Ziel erreichte er mit den nächsten beiden Schritten. Noch im toten Winkel zur Tür blieb er stehen. Rechts von ihm fiel das Gelände ab, links befand sich die Lok, dicht vor ihm der offene Einstieg.

Es gab nur eine Chance, wenn er nicht verhandeln wollte, was ja nicht in Frage kam. Er mußte hinein und den Moment der Überraschung voll ausnutzen. Dabei konnte er sich auf seine hervorragenden Reflexe verlassen. Zero holte tief Luft, er sah den Haltegriff, katapultierte seinen Körper mit einem gewaltigen Sprung vor, bekam den Griff zu packen und sprang mit einem Satz in den Führerstand der Lokomotive.

Noch in der Bewegung nahm er alles wahr. Die beiden Lokführer hockten totenbleich in der Ecke. Und vor ihm stand etwas, das die Lok geentert hatte.

Es war ein Monster!

Das schoß ihm noch durch den Kopf. Wieso dies so war, wußte Zero nicht. Er drückte ab.

Und die MPi gehorchte ihm. Sie spuckte ihre Ladung in den Körper der Gestalt und ließ diese tanzen. Vor den Füßen des Mannes brach der Unheimliche zusammen.

Zero entspannte sich. Er hatte es geschafft. Wieder einmal. Durch Mut, Einsatzwillen und Risikobereitschaft. Die beiden Lokführer sagten nichts. Sie konnten auch nicht sprechen, der Schock steckte ihnen noch in den Gliedern. Auch Zero schüttelte es, denn einen solchen Gegner hatte er noch nie gesehen. Wieso zeigte er sich verkleidet? Als Bestie oder Werwolf hatte er die Zugmaschine

überfallen.
Zero beugte sich vor.
Das war ein Fehler, sogar ein tödlicher.
Urplötzlich schoß die Bestie in die Höhe. Zuerst war die Pranke mit den scharfen Krallen da, und die traf den Mann genau im Gesicht. Er spürte zuerst den Schmerz an der Stirn, dann wanderte er nach unten, als ihm die Haut aufgerissen wurde.
Er wunderte sich darüber, daß er nicht schrie und mehr ein Stöhnen über seine Lippen drang. Der nächste Schlag traf ihn noch härter. Sehen konnte er nichts mehr. Vor seinen Augen lief das Blut nach unten, und als der Werwolf ihn packte, hatte er das Gefühl, zwischen den Backen zweier Eisenklammern zu stecken.
Gamber und Espe schauten zu. Unbeschreiblich war ihr Schrecken, denn sie sahen, wie gnadenlos diese Bestie war. Vor ihren entsetzt aufgerissenen Augen tötete die Bestie den Mann.
Anschließend schob sie die Leiche nach draußen. Zero knallte auf die Böschung, überschlug sich dort mehrere Male und blieb mit gebrochenem Genick liegen.
Für den Werwolf aber war die Sache erledigt. Er drehte sich um und starrte auf die beiden Männer.
»Nein, nein!« jammerte Mort Gamber. »Ich will nicht sterben. Nein, ich…«
Der Werwolf öffnete sein Maul. Beide Männer sahen das mörderische Gebiß und wußten, daß ihre Chancen auf den Nullpunkt gesunken waren…
Vier voll ausgebildete Leibwächter waren es. Einer sollte im Wagen bleiben, das war Nummer Drei.
Die anderen beiden verließen den Wagen. Auch sie hatten ihre Waffen gezogen. Kaum berührten sie den Boden, als der Zurückgebliebene mit den beiden Botschaftern telefonierte und ihnen erklärte, daß sie die Lage voll unter Kontrolle hätten.
»Es sind drei«, sagte er.
Der Irrtum war folgenschwer, denn der vierte Werwolf hatte sich an der anderen Seite des Zuges aufgehalten, und ihm war es auch gelungen, durch geschicktes Klettern das Dach des zweiten Wagens zu erreichen. Dort schob er sich langsam voran.
Die anderen beiden Leibwächter hatten die Böschung hinter sich gelassen und blieben neben den Toten stehen. Auch sie waren geschockt, als sie erkannten, wen ihr Boß da erwischt hatte.
»Mensch, das sind ja Werwölfe!« flüsterte die Nummer Vier.
»Du bist verrückt.«
»Mensch, ich habe vor kurzem noch einen Film darüber gesehen.«
Nummer Zwei winkte ab. »Okay, ich glaube dir ja das mit dem Film. Aber die hier haben sich verkleidet und jetzt sind sie tot. Zero hat sie

mehrmals getroffen.«
Das hatte er in der Tat. Jeder Werwolf war mehrfach erwischt worden.
Die beiden Männer schauten zur Lok. Sie sahen, daß Zero die Maschine erreicht hatte.
»Gleich stürmt er sie«, sagte Nummer Zwei.
»Hoffentlich.«
Zero war in Form. Er wurde plötzlich zum Schatten, so schnell war er. Jetzt mußte er schießen! Die beiden Männer sahen Sekunden später eine Gestalt aus der Lok fliegen, die sich am Hang mehrere Male überschlug und dann liegenblieb.
Die Männer schauten ihm nach.
Das war für die beiden angeblich toten Werwölfe die Chance. Sie wurden von den Menschen erst bemerkt, als sie schon auf den Beinen standen. So schnell waren sie hochgefedert.
Dann griffen sie an.
Zwei Schüsse fielen noch. Beide fehlten, doch die Bestien wußten, wie sie es machen mußten. Unter ihren Körpern brachen die Männer zusammen. Plötzlich spritzte Blut, die Gegenwehr erstickte, dann war alles vorbei.
Nummer Zwei und Vier lagen ebenso reglos wie ihr Boß.
Blieb noch einer.
Die Bestien drehten sich um. Sie schauten zum zweiten Wagen hin, wo der letzte Leibwächter steckte, und sie sahen ihren Artgenossen auf dem Dach.
Er hatte es geschafft und sich so weit vorgeschoben, daß er sich direktüber der Tür befand.
Dort lauerte er.
Die beiden Killer-Bestien schauten sich an. Bei einem tropfte noch Blut von den Pranken und hinterließ im Gras eine dunkle Spur.
Nebeneinander schritten die Mörder auf den Wagen hoch und kletterten auch die Böschung zu. Durch ihre Aktion wollten sie den zurückgebliebenen Leibwächter zu einer Unvorsichtigkeit verleiten.
Der Mann stand voll unter Streß. Er hatte die beiden Botschafter beruhigen können und den anderen Mitreisenden gesagt, daß sie sich nicht von der Stelle rühren sollten.
Das war geschehen, und er atmete zunächst einmal auf, als er zu seinen Zigaretten griff, um sich ein Stäbchen anzuzünden. Das war zwar nicht erlaubt, aber er brauchte den Stoff.
Da vernahm er die Schüsse.
Zweimal war gefeuert worden. Dicht vor dem Wageneingang, nur durch die Schräge der Böschung getrennt. Leider lag die Stelle, wo geschossen worden war, für Nummer Drei im toten Winkel. Mit gezogener Waffe näherte er sich dem Ausstieg, blieb dort stehen, weil

er seine beiden Kampfkollegen zurück erwartete.

Sie kamen nicht.

Dafür hörte er stöhnende Laute. Mißtrauen keimte in ihm hoch.

Zudem trieb ihm der Wind auch einen unnormalen Geruch entgegen. Er war scharf, paßte überhaupt nicht hierher.

Der Mann hielt sich an die Anweisung, den Wagen nicht zu verlassen. Er drückte sich aber durch die offene Tür und stellte sich auf die hochkantigen Stufen des Trittbretts.

Dort wartete er, auch besaß er einen besseren Überblick.

Sekunden später sah er die beiden Gestalten. Nur waren es nicht seine Kollegen, sondern schrecklich aussehende Wesen. Menschen, die sich als Bestien verkleidet hatten.

Der Schock war zu vergleichen mit dem Stich einer heißen Messerklinge in die Brust. Er dauerte einfach zu lange, die Rechnungder Werwölfe ging damit auf.

Der vierte sprang.

Er ließ sich einfach fallen. Der Mann spürte den mörderischen Schlag, der seinen Nacken traf. Er kippte nach vorn, schlug am Rand der Böschung auf, wurde von den Pranken am Kopf gepackt, bevor mit ihm das gleiche geschah wie mit Zero, seinem Boß.

Der vierte starb auch.

Aus dem Maul der Mörder-Bestie drang ein triumphierendes Geräusch, als sie sich erhob und den beiden Artgenossen entgegensah, die sich an ihm vorbeidrängten und den Wagen betraten. Zunächst hielten sie sich nur im Abteil der Leibwächter auf.

Dort befand sich außer ihnen keiner mehr.

Dann drangen sie weiter vor. Die beiden Männer, die für die Kommunikation verantwortlich waren, wurden überrascht, obwohl sie mitbekommen hatten, daß nicht alles normal lief.

Als sie hochsprangen, waren die Bestien über ihnen.

Getötet wurden sie nicht, auch noch nicht gebissen, so daß der dämonische Keim gelegt wurde.

Man schlug sie nur bewußtlos. Nicht länger als zwei Sekunden nahm dies in Anspruch.

Danach machten sich die Bestien an die Arbeit. Zuerst stieß einer die Wagentür zu, während die anderen beiden die modernen Geräte zerhackten. Module, Chips und Tastaturen bildeten zum Schluß nur mehr einen Klumpen. Eine Bestie zertrat noch das Telefon. Der Kunststoff zerbrach knirschend unter dem Druck seines Prankenfußes.

Die Bestien hatten erreicht, was sie wollten. Teil eins war glatt über die Bühne gelaufen.

Nun konnte die Aktion in die zweite, heiße Phase treten…

Die Pranken der Bestie erschienen dicht vor den Augen der beiden Lokführer. Zur gleichen Zeit wurden sie gepackt. Sie vergingen fast

vor Grauen, als sie in die aufgerissene Schnauze schauten und bereits die Zähne an ihrem Hals spürten.

Das letzte war Einbildung gewesen, denn der Werwolf wollte sie nicht töten. Er schleuderte sie nur gegen den Steuerstand und blieb breitbeinig vor ihnen stehen.

Noch immer starrte er, während aus seinem Maul ein gefährlich klingendes Grunzen drang.

Dann schloß er die Tür.

»Jetzt sind wir gefangen!« hauchte Morton Gamber. Sein Kollege war zu keiner Antwort fähig. Er dachte darüber nach, was diese Bestie, die echt war, wohl mit ihnen vorhatte und wie sie getötet werden sollten.

Lebend kamen sie hier bestimmt nicht mehr raus, das stand für beide fest.

Noch tat der Werwolf ihnen nichts. Er drehte sich sogar um und schloß die Tür.

»Damit niemand unsere Schreie hört«, flüsterte Slick Espe. »O verdammt, der kennt sich aus.«

»Mal sehen.« Mort Gamber hatte sich ein wenig gefangen. Er dachte nach. Wenn der Werwolf sie tatsächlich hätte töten wollen, weshalb wartete er dann so lange?

Er kam wieder auf sie zu. Breitbeinig schritt er, den Schädel hielt er gesenkt. Reden konnte er nicht. Wenn er etwas von den Männern wollte, mußte er sich auf eine andere Art und Weise verständlich machen.

Das tat er auch.

Blitzschnell beugte er sich nieder und riß Morton Gamber hoch.

Der Jackenstoff an der Schulter riß bei dieser Aktion in Fetzen, die Haut wurde nicht verletzt.

Gamber kam sich vor wie in einem Kreisel, als er herumgewuchtet wurde. Mit der Vorderseite zuerst prallte er gegen den Steuerstand und bekam einen weiteren Hieb in den Rücken. Danach wurde sein Kopf nach vorn gedrückt.

Die Schnauze der Bestie befand sich nicht weit von seinem rechten Ohr entfernt. Er vernahm das Fauchen und Grunzen, vielleicht wollte ihm dieses Wesen etwas sagen, nur gelang es ihm nicht, sich so zu artikulieren, daß er es verstanden hätte. Zudem wurde er von der Angst beherrscht.

Aber Slick Espe hatte verstanden.

Der Werwolf ließ es zu, daß er sich hochstemmte. »Mort!« keuchte er. »Ich weiß, was er will. Wir sollen wieder starten.«

»Was?«

»Ja, verdammt, weiter!«

Der Werwolf hatte sie verstanden. Er ließ Gamber los und trat zurück. Der grauhaarige Mann war schweißnaß, und er sah das

Nicken.
»Also doch, weg!«
Gamber holte tief Luft. Er mußte sich an der Kante des Führerstandes abstützen, sonst hätten seine Beine nachgegeben, und er wäre zu Boden gesunken.
Wehren konnten sich die beiden nicht. Sie mußten dieser Bestie gehorchen. Die nächsten Arbeiten kannten sie auswendig. Sie gelangten auch unter diesen mörderischen Druck.
Langsam setzte sich der Zug in Bewegung.
Zurück blieben vier im Gras liegende Leichen…

***

»Sinclair, du hast verloren! Du schaffst es nicht mehr!« So sprach Alexis Ascot und wollte sich ausschütten vor Lachen, während sie die gefesselten Arme hob und mit den Händen gegen die innere Dachverkleidung des Bentley stieß.
»Das steht noch nicht fest!«
»Ach, hör auf! Die sind längst über alle Berge. Du wirst es sehen, wenn wir da sind.«
Weitere Hilfen hatte sie mir nicht gegeben, trotz meiner Fragen.
So mußte ich darauf hoffen, irgendwann einmal die Bahntrasse zu erreichen. Noch hatte ich sie nicht entdeckt. Zudem beeinträchtigte auch ein Waldstück meine Sicht.
Zum Glück hatte ich einen Feldweg gefunden, über den ich den Bentley jagte. Der Pfad war zwar von Treckerspuren ausgefahren, aber er ging besser voran als auf einem reinen Wiesenstück.
Wir passierten auch den Wald, die Sicht wurde besser, und die Hoffnung stieg.
Ich sah die Bahntrasse!
Wie ein hochkant stehendes Lineal durchschnitt sie das flache Land und verschwand rechts und links in der Dunkelheit.
»Und wo war die Stelle?« fragte ich.
»Die können Sie suchen.« Wieder freute sich die Frau. »Nein, ich zeige sie Ihnen, Sinclair.« Abwechselnd sagte sie du oder sie zu mir, je nachdem, welche Laune sie hatte.
Der Zug jedenfalls war nicht mehr zu sehen. Da hatte Alexis schon recht gehabt.
»Fahr nach links, Sinclair. Da wirst du sicherlich gleich ein Signal sehen, das auf Stopp steht.«
»Wie geht es weiter?«
»Das ist deine Sache.«
Mehr brauchte sie mir nicht zu sagen. Es war leider meine Sache.
Ich dachte darüber nach, wie es wohl Suko ergehen würde. Er hatte jaadministrative Aufgaben bekommen. Es würde ihm nicht gefallen,

aber in diesem Fall mußte eine Hand in die andere greifen.
Bevor ich den Bahndamm erreichte, drehte ich das Lenkrad nach links und rollte parallel zur Trasse weiter. Alexis rührte sich jetzt nicht mehr. Links neben mir hockte sie. Ihre gefesselten Hände lagen im Schoß. Manchmal spitzte sie die Lippen, als wollte sie vor lauter Freude ein Lied pfeifen.
Sie hielt sich zurück.
Und ich suchte das Signal.
Es war tatsächlich vorhanden, stand auf der Trasse und stand auf Halt.
»Ist es das?« erkundigte ich mich sicherheitshalber.
Meine Gefangene schaute auf, bevor sie nickte. Dann grinste sie.
»Ja, es steht noch immer auf Stopp. Scheint schon alles über die Bühne gelaufen zu sein.«
»Dann halten die vier Bestien also den Zug besetzt.«
»Sehr richtig, und die beiden Botschafter befinden sich ebenfalls in ihrer Gewalt.«
»Was wollen die damit erreichen? Welches Motiv steckt hinter der Tat? Wer lenkt das alles?«
»Mein Mann.«
»Das glaube ich Ihnen nicht. Dahinter muß ein anderer Kopf stecken. Wahrscheinlich ein Dämon.«
»Suchen Sie sich einen aus«, sagte sie kalt.
Ich würde mich hüten und trat auf die Bremse, weil ich neben dem Signal anhalten mußte. Beide Sicherheitsgurte löste ich, griff an Alexis vorbei und stieß den Wagenschlag auf. »Steigen Sie aus!«
»Ich will aber…«
»Raus!«
Sie lachte leise und gehorchte. Gemeinsam, aber an zwei verschiedenen Seiten, verließen wir den Wagen und spürten auch den kühlen Nachtwind, der über die Ebene strich.
Wie hatten die Bestien gewütet? Hatten sie ein Zeichen, ein Omen hinterlassen? Tote, Blut, mit allem mußte ich rechnen, als ich mich auf die Böschung zubewegte.
Ich stand in Höhe des Signals. Hinter mir hörte ich die Schritte der Frau. »Sie waren schon da«, sagte Alexis.
»Woher wollen Sie das wissen?«
»Ich spüre es, Sinclair.«
Widerspruch bekam sie nicht. Irgendwie hatten wir trotz allem Glück, denn der Wettergott besaß ein Einsehen. Er vertrieb plötzlich die dicken Wolken, so daß der Mond wieder frei am Himmel stand und sein Licht nach unten schicken konnte.
Ich schaute an der Böschungsschräge entlang nach vorn. Der Wind fuhr über das Gras, er bewegte es wie die langen Fransen eines nicht

enden wollenden Teppichs.

Aber gehörten die dunklen Flecke auf dem Boden auch dazu?

Ziemlich deutlich sogar hoben sie sich ab, nur lagen sie von meinem Standort aus relativ weit entfernt. Um einen exakten Eindruck zu bekommen, mußte ich näher heran.

»Sie kommen mit«, sagte ich.

»Wohin?«

»Kommen Sie schon!« Ich faßte die sich sträubende Alexis an der Schulter und schob sie voran. Dabei ließ ich die dunklen Inseln nicht aus den Augen. Schon beim Näherkommen klopfte mein Herz stärker. Ich kannte mich gut genug aus. So wie die »Inseln« sich dort vom Boden abhoben, konnte dies nur eines bedeuten.

Es waren Tote.

Und ich bekam meine Vermutung bestätigt, als ich neben dem ersten stehenblieb, Gebissen worden war er nicht. Der Werwolf hatte ihn auf andere Art und Weise umgebracht, aber zuvor gequält, denn das Gesicht des Mannes war blutüberströmt.

Ihm half niemand mehr. Gesehen hatte ich den Mann noch nie, ging aber davon aus, daß er zum Begleitpersonal gehörte.

Alexis ließ ich stehen, als ich mir die nächsten Leichen anschaute.

Sie lagen verteilt, eine davon dicht am Beginn der Böschung. Auch diesen dreien konnte niemand mehr helfen.

Die Werwölfe hatten ganze Arbeit geleistet.

Als ich zu Alexis zurückkam und vor ihr stehenblieb, war mein Gesicht grau geworden. »Sie sind alle tot«, sagte ich mit tonloser Stimme und hatte die Hände geballt.

Alexis stand vor mir. Sie hatte sich ein wenig schräg aufgebaut, ein Bein vorgeschoben und somit eine lässige Haltung eingenommen. »Na und?« fragte sie grinsend.

Ich hob die rechte Hand. Ein Wutstrom durchschoß mich nach dieser Antwort.

»Wollen Sie schlagen, Sinclair? Willst du dich vergessen?« Sie drehte mir ihre linke Gesichtshälfte entgegen. »Na los, hau zu! Ich habe nichts dagegen. Werde deinem Bullen-Image gerecht! Was anderes könnt ihr ja nicht, ihr Pfeifen.«

Ich ließ den Arm sinken. Nein, nicht so. Die Wut war wieder verraucht. Eine unnatürliche Kälte hielt mich umfangen. »Und es macht Ihnen nichts aus, daß vier Menschen gestorben sind?«

»Wieso?«

»Es waren *Menschen*«, sagte ich.

»Sie mußten damit rechnen. Es sind wohl die Leibwächter gewesen. Sie wurden für ihren verdammten Job bezahlt. Genau wie Sie, Sinclair. Wie Sie!«

»Kommen Sie.«

»Wohin?«

Ich war schon halb an ihr vorbei. »Zum Wagen, verdammt!« In meinem Gesicht zuckte nicht ein Muskel, als ich wieder den Weg zurückging. Diesmal mit sehr forschen Schritten, so daß die Frau hinter mir zurückblieb.

Vier Tote hatten die Bestien hinterlassen. Das Grauen war nicht mehr zu stoppen. Wenn ich daran dachte, daß sie sich jetzt im Zug befanden, wurde mir fast schlecht. Ich mußte mich unbedingt mit London in Verbindung setzen und Meldung erstatten.

Ich tauchte nur in den Wagen, um die Nummer zu meinem Büro zu wählen. Die Schnur war lang genug, um den Hörer nach draußen ziehen zu können. Auf die offene Tür gestützt, schaute ich der heranschlendernden Alexis Ascot entgegen und sprach gleichzeitig mit Suko.

»Ein Glück, daß du dich meldest, John. Wir haben versucht, telefonisch mit dem Zug Kontakt aufzunehmen. Das war nicht möglich. Es bestand keine Verbindung mehr.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Wieso?«

»Ich habe hier Tote entdeckt.«

Suko war still. Ich hörte danach, wie er sich räusperte. »Sir James hört übrigens mit«, sagte er leise.

Und schon vernahm ich die Stimme meines Chefs. »John, was ist geschehen? Geben Sie Ihren Bericht durch!«

»Den können Sie haben, Sir.«

Mittlerweile hatte Alexis den Wagen erreicht. Vor der Kühlerhaube blieb sie stehen. Mein Chef und ich diskutieren inzwischen über geeignete Maßnahmen.

Sir James Powell war ein glänzender Organisator, aber kein Diktator. Deshalb überließ er die Entscheidungen zumeist den Leuten, die an der heißen Front standen.

Das war ich in diesem Fall.

»Was schlagen Sie vor, John?«

»Wir müssen davon ausgehen, daß die Werwölfe den Zug gekapert haben und sich die beiden Botschafter in ihren Händen befinden. Wenn wir voll angreifen, mit welchen Leuten auch immer, sind die beiden Diplomaten verloren.«

»Das meine ich auch. Demnach sind wir hilflos.«

»Nicht ganz, Sir.«

»Sie haben eine Idee?« Hoffnung klang aus der Frage, doch ich mußte meinen Chef enttäuschen.

»Es ist wirklich nur mehr eine Idee. Ich könnte den Gleisen folgen. Aber wohin wollten die beiden Botschafter?«

Sir James stöhnte. »Das habe ich nicht herausfinden können.«

»Sagen Sie das noch einmal.«
»Es ist so, John. Auch mir sind die Türen verschlossen geblieben. Es war eine Geheimkonferenz zwischen den beiden Männern. Das Ziel wurde nicht bekanntgegeben. Vielleicht wissen noch zwei, drei Leute, aber die halten dicht.«
»Haben Sie denn nichts von der Gefahr erwähnt, in der die beiden Botschafter schweben?«
»Niemand würde mir glauben.«
Da hatten wir es wieder. Auch Sir James, der sehr viel Einfluß besaß, stieß oft genug auf taube Ohren und Ignoranz. Ich erinnerte mich an einen Werwolf-Fall, als die Bestien versuchten, in die Nähe der Queen zu gelangen und diese zu töten.[2]
Im letzten Augenblick hatte ich die Königin vor einem schrecklichen Schicksal bewahren können. Damals war mir ebenfalls nicht geglaubt worden. Und heute stand ich in etwa vor dem gleichen Problem.
»Sie sagen nichts, John.«
»Auch nach so vielen Jahren verschlägt es mir immer wieder die Sprache, wenn ich das höre.«
»Mir ergeht es ebenso.«
»Dann bleibt nur das, was ich mir vorgenommen hatte, Sir. Ich muß dem Zug folgen.«
»Das wäre am besten.«
»Und ihn allein stürmen. Darin habe ich ja Routine, seit ich damals gegen den Wertiger anging und den rollenden Sarg erwischte.«
»Nicht allein. Ich werde Suko hinschicken. Er steht bereit.«
»Leider kann ich ihm nicht sagen, wo wir uns treffen können. Er muß sich da schon auf das Glück verlassen oder abwarten, bis er von mir eine Meldung bekommt.«
»Das ist nicht das Schlimmste. Auch Sukos Harley hat eine Telefonverbindung.«
»Gut, Sir, wollen wir das Beste hoffen. Sie wissen auch nicht, wie viele Personen sich neben den beiden Botschaftern noch im Zug befinden. Ich meine, außer dem Lokführer.«
»Bei solchen Fahrten nehmen sie immer zwei.«
»Gut, die hätten wir dann. Und weiter?«
»Tut mir leid, John, ich kann Ihnen nicht helfen. Wie gesagt, man weihte mich nicht ein.«
»Sollten Sie trotzdem etwas erfahren, Sir, rufen Sie mich bitte an! Ich bin dann weg.«
»Geben Sie alles, John!« sagte mein Chef leise. »Sie wissen, was davon abhängen kann.«
»Ich werde wohl noch mehr geben müssen.« Mit diesem Satz beendete ich das Gespräch.
»Na?« fragte Alexis Ascot, die meine Antworten und Vorschläge

mitangehört hatte. »Jetzt stehen Sie auf dem Schlauch.«
»Steigen Sie ein.«
»Sie wollen mich mitnehmen?«
»Ja. Eine bessere Führerin kann ich nicht bekommen. Sicherlich wissen Sie Bescheid, wo sich Ihr Mann aufhält.«
»Im Zug.«
»So schlau bin ich auch.«
»Und wo fährt der hin?«
Sie schüttelte den Kopf und lächelte kalt. »Jetzt, Sinclair, beginnt meine Rache. Ich werde sehen, wie du dich beeilst und wie du allmählich Angst bekommst. Und dabei werde ich mich freuen…«
»Steigen Sie endlich ein!« sagte ich nur und startete, kaum daß sie den Wagenschlag geschlossen hatte…

***

Der Zug hatte gestoppt, und die beiden Botschafter, die sich gegenüber saßen, schauten verstört. Sie hockten in bequemen, hochlehnigen Ledersesseln. Zwischen ihnen befand sich ein ovaler Mahagonitisch, auf dessen Holzplatte einige Unterlagen ausgebreitet waren.
Zahlenkolonnen standen auf den weißen Bögen und waren von den Botschaftern miteinander verglichen worden.
Ein kleiner Beistelltisch stand ebenfalls in Reichweite. Der Russe liebte echten Champagner. Deshalb schaute aus einem mit Eis gefüllten Kühler der schlanke Hals einer Flasche Krug.
»Haben Sie das veranlaßt?«
»Was meinen Sie?« fragte der Engländer.
»Daß der Zug plötzlich hält. Meines Wissen müßten wir uns auf freier Strecke befinden.«
»Es sieht so aus. Aber ich habe nichts veranlaßt. Da muß etwas passiert sein.«
In den Augen des Russen glomm Mißtrauen. Der Engländer sah es und schüttelte den Kopf. »Sie sollten Ihre Skepsis vergessen. Ich habe tatsächlich nichts veranlaßt.« Während dieser Worte schritt der Botschafter zum Fenster.
Leider konnte er nichts sehen. Er wurde zu einem Gefangenen seiner Sicherheitsmaßnahmen, denn das kugelfeste Glas erlaubte auch keine Durchsicht.
Der Russe war sitzen geblieben. Auf seiner Stirn hatte sich eine Falte gebildet. Die Hände lagen auf der Tischplatte, als wollten sie die Unterlagen festhalten. Beide Herren waren dunkel gekleidet, so wie man es von ihnen eben gewohnt war.
Der Engländer drehte sich wieder um. »Tut mir leid, ich habe nichts sehen können.«

Plötzlich sprang der Russe auf, auch der Engländer bewegte sich nicht mehr. Beide hatten sie die knatternden Geräusche vernommen, und sie wußten auch Bescheid.

»Schüsse!« flüsterte der Russe.

Sein Gegenüber nickte.

»Verdammt, das ist eine Falle.«

Der Engländer wischte Schweißperlen von seiner Stirn. Er nahm dazu ein blütenweißes Tuch. »Es ist keine Falle. Der Transport ist so geheim wie möglich gehalten worden. Glauben Sie es mir. Falls es tatsächlich eine Falle sein sollte, hänge ich ebenso in den Maschen wie Sie.«

»Sie wollen mich nur unter Druck setzen!« behauptete der Russe.

Sein englischer Kollege verdrehte die Augen. Er wußte nicht, was er noch hinzufügen sollte. Zum Glück meldete sich das Telefon. Er ging hin, hob ab und vernahm die Stimme eines Leibwächters. Der Mann beruhigte den Botschafter, der dem Russen schon während des Gesprächs zunickte und dabei knapp lächelte, auch wenn es ihm schwerfiel. Mit einem Dank legte er den Hörer auf.

»Was hat es gegeben?«

»Einen Überfall!«

Die Lippen des Russen wurden schmal wie Messerrücken. »Und das sagen Sie mir so ins Gesicht?«

»Weil es eine Tatsache ist.«

»Sie sind in diesem Land für die Sicherheit meiner Person verantwortlich!« Der Arm des Russen schnellte vor. Sein Zeigefinger zeigte dabei wie eine Dolchspitze auf den Engländer.

»Das weiß ich. Ich kann Sie auch beruhigen. Meine Leute haben die Sache im Griff. Es waren wahrscheinlich vier Separatisten, die einen Versuch unternommen haben, den Zug zu überfallen. Aber ich habe hervorragende Leute mitgenommen.«

»Wobei die Sicherheitsbestimmungen leider nicht eingehalten worden sind. Diese Fahrt sollte geheim bleiben. Sie ist es nicht mehr. Wo sitzt der Verräter?«

»Das finde ich noch heraus, mein Lieber. Darauf können Sie sich voll und ganz verlassen. Nehmen Sie noch einen Schluck Champagner auf die Aufregung. Das tut gut.« Der Engländer selbst schenkte ein und reichte dem anderen das Glas.

Der Russe trank und lauschte. Schüsse waren nicht mehr zu hören, bis auf zwei, die ungefähr eine Minute später aufklangen.

»Das war wohl das Ende«, meinte der Engländer und nahm wieder Platz. »Ich schätze, daß es gleich weitergehen wird.«

»Rufen Sie sicherheitshalber mal an.«

»Moment, ich muß auch erst einen Schluck nehmen.« Als Engländer und Patriot trank er natürlich Whisky. Es war ein hervorragendes Getränk, sehr alt schon, auch weich und mild.

»Cheerio, mein Freund. Auf eine weitere erfolgreiche Verhandlung.«

»Das kann ich Ihnen nicht versprechen. Ich fühle mich tatsächlich brüskiert und gestört.«

»Das kann ich ihnen nicht verdenken.« Der englische Botschafter nahm einen Schluck und genoß seinen Whisky, der durch die Kehle in seinen Magen rann und sich dort ausbreitete.

Bevor er zum Telefon ging, nahm er noch einen zweiten Schluck.

Schon den Hörer in der Hand haltend, drehte er sich noch einmal um. »Ich werde erfahren, was geschehen ist und um welche Männer es sich dabei gehandelt hat.« Sein sich anschließendes Lächeln sollte aufmunternd wirken, zerbrach aber, da es feststellte, daß die Leitung tot war. Er drückte auf die beiden Kontakte, bekam auch jetzt keine Verbindung und spürte den leichten Schweißfilm auf seinem Rücken.

Hinzu traf ihn die Frage des Russen. Sie klang ein wenig höhnisch. »Weshalb telefonieren Sie nicht?«

»Die Leitung ist tot.«

»Was?«

»Ich bekomme keine Verbindung.«

»Wen wollten Sie denn anrufen?«

»Den Chef der Truppe.«

»Versuchen Sie es bei unseren Sekretärinnen. Aber nicht telefonisch.«

»Moment, da schaue ich persönlich nach.«

Der Russe wartete. Auch der kühle Champagner konnte das heiße Feuer der Nervosität in seinem Innern nicht löschen. Da war etwas Außerplanmäßig geschehen. Er machte sich Vorwürfe, weil er sich auf diesen geheimen Deal eingelassen hatte.

Nun sah es so aus, als würde es schieflaufen.

Der Engländer kam zurück. Er war noch bleicher geworden und wirkte um Jahre gealtert. Der Russe brauchte keine Frage zu stellen, er bekam auch so eine Erklärung.

»Die beiden sind zwar da, aber man hat sie bewußtlos geschlagen. Ich glaube, es ist einiges schiefgelaufen.«

Der Russe schnellte wieder hoch. »Das ist ja verrückt. Wo sind Ihre Leute?«

»Ich weiß es nicht.«

Der Mann aus Rußland wollte an seinem Kollegen vorbeieilen und selbst nachschauen, als der Zug wieder anfuhr. Durch den leichten Ruck geriet er ein wenig aus dem Rhythmus, hielt sich fest und schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht. Jetzt fahren wir wieder.«

»Ja.«

»Mehr haben Sie nicht zu sagen?«

»Ich besitze leider keine Kontrolle mehr.«

»Dafür schaue ich mir das mal an. Wissen Sie, ich habe noch die alten Zeiten erlebt, als ein Mann nicht nur Diplomat sein mußte,

sondern auch Kämpfer. Und das vergaß ich…«

Der russische Botschafter sprach nicht mehr weiter, weil hinter ihm die Abteiltür aufgerissen wurde.

Auch der Engländer drehte sich um.

Beide Männer erstarrten zu Salzsäulen, als sie erkannten, wer sich im offenen Eingang zwischen den beiden Abteilen aufgebaut hatte.

Es waren drei blutbespritzte, mordgierige Bestien. Werwölfe!

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 053 »Das Duell der Hexen«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 242 »Werwolf-Terror in Soho«